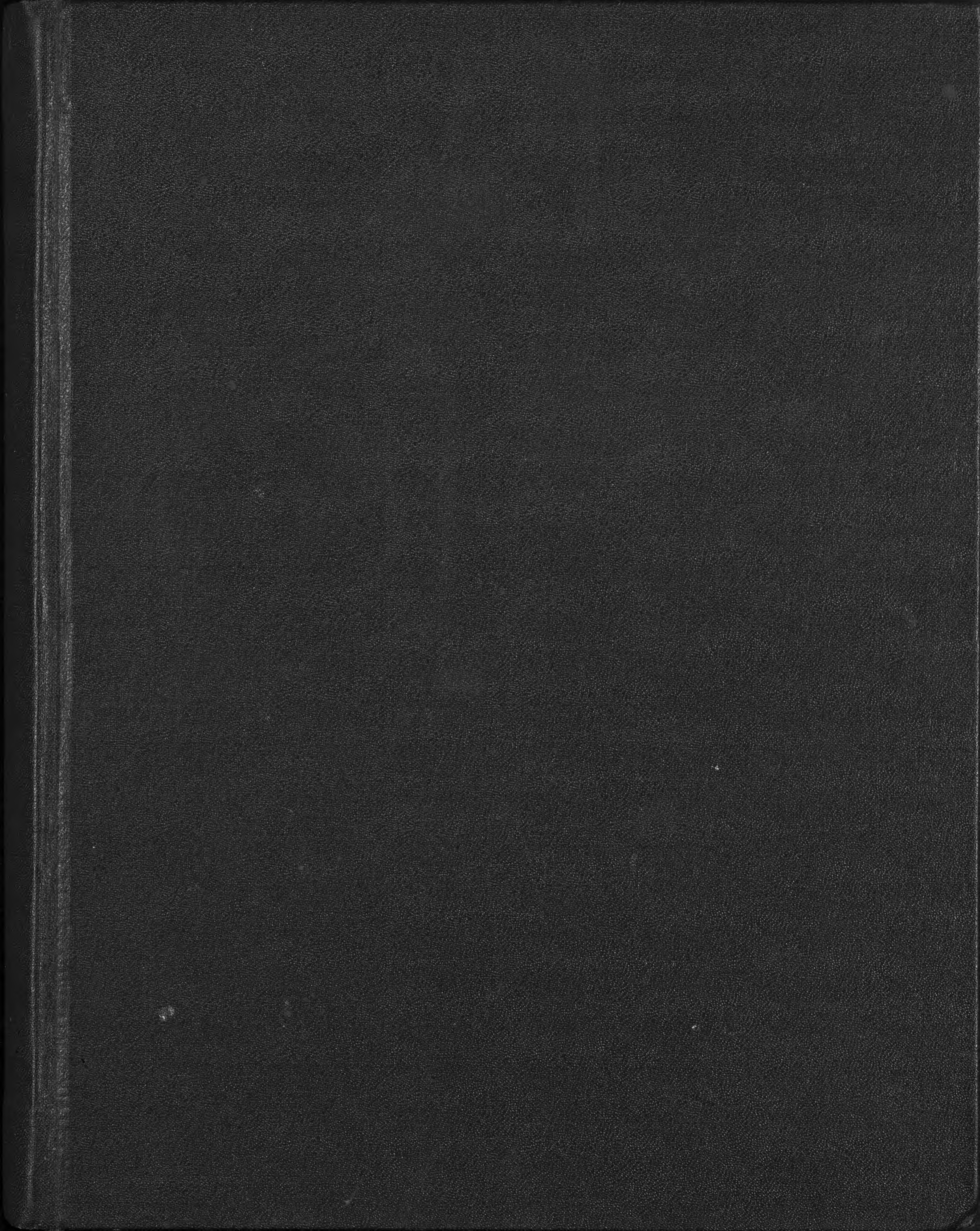
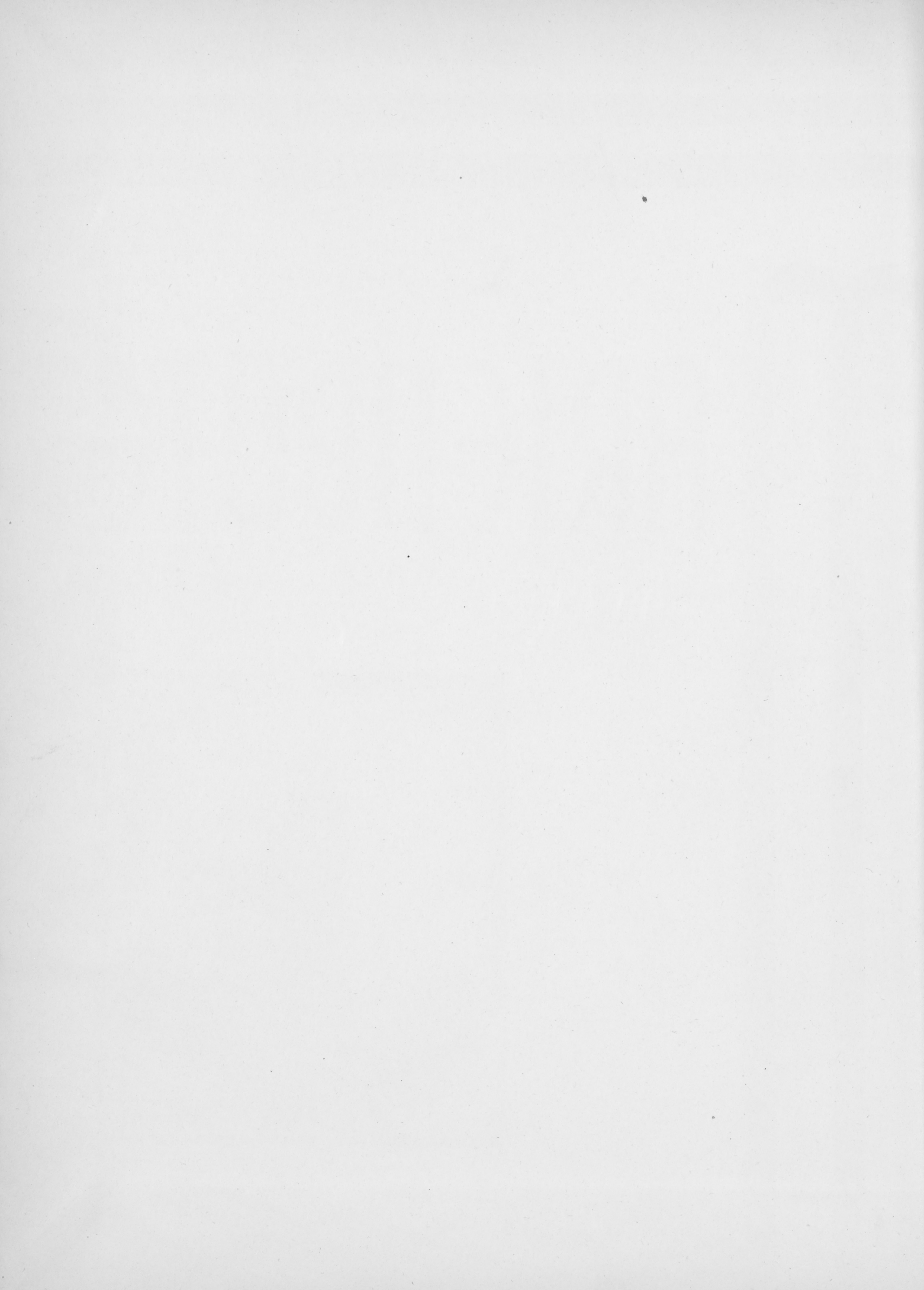








Marienbote



Oktober 1944

Inhalt

Dies und Das 1
Katholische Weltordnung 4
von P. Phil. Funke O.M.I.
Klein-Liesbeth 7
von Heinrich M. Waldkugler.
Christus, unser König 8
von Maria Magd. Hager.
Mutter Gottes im Unterstand 9
Ein Soldatengebet.
Abschied von der Welt 12
von P. Joseph Schneider O.M.I.
Vom Schusterseppel 16
Die Rosenkranzkönigin 18
Marianischer Missionsverein 19
Der Sohn der Hagar 20
Roman von Paul Keller.
English Section 26

PIONEER WORKERS

We honor the brave and the fearless
Who came to these western lands,
To settle upon the prairies
Alone, or in little bands.

With courage and labour untiring
They furrowed the prairie sod,
Thus giving a priceless service
To their country and their God.

Much more should we love and honor
Those soldiers who crossed this plain
Not in the quest of money,
Not in the hope of gain—

But alone to extend and to broaden
The Kingdom of Christ upon earth;
The angels of heaven only
Can tell what their work is worth.

Der Marienbote

Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: The Marian Press, 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $1.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $1.00 a year.

Schriftleiter - Rev. Father H. Krawitz, O.M.I. – Editor
Rev. Father J. Peters, O.M.I. — Assistant Editor

Nr. 1 | Oktober 1944 | 13. Jahrgang

Dies und Das

OKTOBER Das Leben der Natur ist müde geworden. Es hat sich ausgeblüht und ausgereift. Hell und klar steht die Oktobersonne über uns. In ihrem Licht wiegen sich aber keine singenden Vöglein mehr und das Laub der Bäume hat nur noch ein letztes, sterbendes Grüssen. Was hat das grosse Leben der Natur, das im Frühling so jubelnd begonnen, was hat es uns dieses Jahr eingebracht? Es wuchs auf unseren Feldern das Brot, das unsere Hände gesät, es wuchsen die Früchte der Sträucher und Bäume. Mitten hinein in dieses Wachsen schlug die Natur aber auch mit den Gewalten des Todes, mit Hagel und mit Sonnenbrand, mit Dürren und mit Stürmen.,

Machtlos stand der Mensch diesen Mächten gegenüber, fühlend, dass es doch noch Dinge gibt, die unabhängig sind von seinem Willen und ewig unabhängig bleiben.

Könnte man mit der Natur verhandeln, der Mensch hätte schon längst die gerissensten seiner Diplomaten ihr zugeschickt — um sie zu seinen Gunsten zu betrügen! Die Natur aber ist unzugänglich. Sie lässt mit sich nicht verhandeln. Sie nimmt nur Befehle an: Die Befehle des Gesetzes, das der Schöpfer ihr gegeben.

Nach diesem Gesetze strahlt die Sonne ihre besten Kräfte über unsere Felder, und nach diesem Gesetze verdunkelt sie sich. Diese Gesetze übergiessen unsere Saaten mit belebendem Regen, und sie sind es auch, die der Natur wildeste Wetterenergien zusammenballen, um sie da zu entladen, wo sie vor kurzem noch mit dem Hauche des Lebens gesegnet.

Ueber der Natur aber steht der ewige Gesetzgeber. Von Ihm kommen Sonnenlicht und Sturmeskraft und alles, was Wachsen bringt oder Verderben. Es kommen diese guten und diese wilden Töchter der Natur jedoch immer nur so, wie der Schöpfer sie dahinziehen lässt: Streng auf dem Wege ihrer naturgesetzlichen Entwicklung. Sie gehen vom freundlichen Strahlen bis zur erbarmungslosen Glut, vom linden, erfrischenden Lüftlein bis zum schlagenden Gewittersturm. Freundlichkeit und Wildheit der Natur bekommen ihre Gebiete vom Schöpfer zugewiesen. Er kann die grollenden Donner ziehen lassen, wohin ihre Energien sie treiben, und Er kann sie auch durch andere Naturgesetze auf Pfade leiten, wo sie sich entladen können, ohne Leben zu zerstören.

So ist es denn der Schöpfer, nicht die Natur, der Leben gibt und Leben nimmt. Er ist es auch,

mit dem die Menschen in Verhandlung treten müssen, wenn sie Leben wollen und nicht Tod.

* * *

Gottesstürme und Menschenstürme. Dieses aber ist die einzige Art von Verhandlung, der der sonst so verhandlungssüchtige Mensch in ungebrochenem Trotz aus dem Wege zu gehen sucht. Er will die Welt allein meistern, ohne Den, der über den Sternen thront. Es meint der Mensch auch die Mittel dazu zu haben: Sein Gehirn und seine Faust! Mit Hilfe dieser zwei Mächte hat er einen Weltensturm geladen und zur Explosion gebracht, vor dem die Naturstürme des Schöpfers fast wie Kinderspiele sind.

Was ist ein Erdbeben, dem 10 000 zum Opfer fallen, was ist es im Vergleich mit den brausenden, feuerspeienden, rasenden Stürmen eines Weltkrieges, die über Hunderttausende, über Millionen verheerend dahinjagen? Was ist ein Hagelsturm, verglichen mit dem Schrecken, den des Menschen Wille durch die Lüfte trägt, wenn er mit seinen Bombengeschwadern kommt und nicht nur die Saaten der Felder, aber Eisen und Felsen und Städte und Menschen wütend bricht und schlägt, bis alles todesächzend vor ihm niedersinkt?

Hier hat sich der Mensch als Meister über den Herrn der Welten erwiesen. Seine Stürme sind wilder, zerreissender, erschütternder als die Unwetter der Natur, die ihre Grenzen immer noch dort haben, wo der Schöpfer ihnen die Macht Seiner Sonne entgegenstellt.

Gerade dieser Sonne wegen lässt Gott die Menschen grösser werden im Meistertum der Donner und der Stürme als Er selbst es sein will. Sturm und Donner sind Gottes erste und liebste Kinder nicht. Sie sind Ihm nur Boten der Gerechtigkeit, deren Aufgabe es ist, den ewigen Gluten des Lichtes und der Liebe Raum zu schaffen. Licht und Liebe, darin will Gott Meister sein und darin bleibt Er ewig unübertroffen von jedem Geschöpf, das Seine Hände geformt.

Die Wucht dieses Meistertums braucht sich nicht zu messen mit den schaurig donnernden Gewalten, die der Mensch, selbst staunend und selbst vor ihnen zitternd, durch die Weiten seiner Erde treibt. Hier ist schon alles längst gemessen.

Während Gott alles abhängig macht vom Licht der Sonne und vom Licht der Liebe, haben die Grossen der Welt ihr Werk und ihre Menschen an die Macht der Zahlen, des Feuers und des Stahles gekettet. Da hilft es nichts zu sagen, alles das sei nur vorübergehend. Finsternis und Zwang werden bleiben nicht nur einem Volke, aber vielen Völkern, ganz gleich, welches Ende der schrecklichste aller Weltenstürme, der Sturm des zwanzigsten Jahrhunderts, auch finden mag. Das Echo seiner Klagen und Flüche wird noch nach Jahrzehnten zu hören sein und der Klang dieses Echos wird nicht nur erschütternd unsere Nachkommen ergreifen, er wird auch seine Schallbewegung der Lüfte hart in die Gesichter ihnen schlagen. Die Schallbewegung jener Lüfte, aus denen er geboren: Die Lüfte des Hasses und des Zwanges, der Rachsucht und der Unterdrükkung!

Das grösste und stolzeste Kunststück der Welt, von dem man alles sich versprach, es ist zerbrochen am Meistertum Gottes. Das Kunststück der Welt bestand darin, dass man den Einzelmenschen entthronte und den Massenmenschen schuf, von dem die neue Zeit sich Riesenhimmel versprach. Nur in der Masse ward dem Mensch noch Wert gegeben. Als Massenwesen wurde ihm Hassen und Lieben, Denken und Träumen, Handeln und Wandeln von der machtvollen Propaganda abdiktiert und zudiktiert. Ueberall herrschte diese Diktatur, ganz gleich, wie die Namen der Länder und Parteien auch klingen.

Es ist nicht gelungen! Das über uns gekommene Massenleid setzt sich aus so und so vielen Millionen entsetzter, verzweifelnder Gemüter zusammen. Jedes dieser Gemüter gehört einem Einzelmenschen an, der sich erschauernd fragt: Gelte ich, gilt mein Bruder, mein Freund, mein Nachbar, denn garnichts mehr?

Am Anfang aller Menschheitsgeschichte stand der Einzelmensch und immer noch ist er die Krone der Schöpfung. Der Einzelmensch, nicht die Masse, fühlt Not und Qual. Der Einzelmensch schafft Wahrheit, durch ihn kommen Güte und Gerechtigkeit und nur er bringt jene grosse, selbstlose, mitfühlende Bruderliebe, nach der man heute trotz jahrzehntelanger Zucht zum "Gemeinschaftskampf und Gemeinschaftsopfer" immer lauter schreit.

Das ist das Meisterwerk Gottes, an dem kein noch so erbitterter Vertreter des Massenideals vorbei kommt. Zu tief hat es der Schöpfer in die Urgründe aller Menschlichkeit gelegt. Wohl wird man immer wieder versuchen, an dieser Menschlichkeit kalt vorbei, und auf dem Weg der grossen Zahlen weiterzuschreiten, jeder dieser Versuche wird aber von neuem verdorben u. zerstört werden — von der Menge der Einzelnen!

* * *

Oktobersonne. Es ist Oktober geworden. Der Sonne letztes, warmes Strahlen kann uns nicht betrügen. Wir wissen: Leben wird es nicht mehr bringen. Unabänderlichen Gesetzen folgend, neigen sich die Berge und die Täler, die Felder und die Weiten unserer Lande immer mehr jenen Welteräumen zu, in die der Sonne Strahlen nicht mehr voll und glühend fallen. Es wird Winter.

Den Menschen plagt der Gedanke an den Winter nicht gar sehr. Er ist ihn gewohnt. Mögen Schnee und Eis auch kommen: Wenn es nur endlich Frühling wird für Gerechtigkeit und Freiheit, für Lieben und Leben!

Grosse, glühende Sonnen der Hoffnung meinen wir bereits zu sehen. Es sind das aber alles nur kraftlose Oktobersonnen, täuschen wir uns nicht! Werden sie uns Leben bringen können? Die Antwort liegt nicht allzu weit: Was immer auch durch ihre Kräfte kommt, ihr Licht und ihre Strahlen werden bescheinen die Not und die Knechtschaft vieler. Und das kann eines neuen Sturmes Anfang sein.

Wohl sind die neuen Hoffnungen uns Licht. Wo Licht ist, da zeigt sich immer auch ein kleines Lächeln der Himmel, denn alles Licht, selbst das allerkleinste, stammt aus dem Lande des Guten. So kann auch dieses Licht der neuen Hoffnung uns zum Segen werden, dieses Leuchten der Oktobersonne, die der Mensch an fernen Horizonten aufgehen sieht, wenn ihm jene erfrischende, kräftesammelnde Winterruhe folgt, der selbst der aufgebrauchte Acker sich entgegensehnt.

Ruhe braucht der Mensch, Ruhe wie die Felder dort draussen vor den Toren unserer Städte. Ruhe vor allem, was ihn so qualvoll aufgepeitscht in all den Jahren des unglücklichen Pflügens und Säens von Hass und Macht. Alles Menschenleben in Gemeinschaft und Massen und Völkerfamilien ist Not und Tod, wenn es nicht aufgebaut ist auf den Keimen der Friedsamkeit, die da nur wachsen können in den Geistern und den Gemütern des Einzelnen. Um diese Keime zum Wachstum zu bringen, muss wieder aufgebaut werden das Meisterwerk Gottes: Der selbstständig und ehrlich nach Wahrheit, Güte und Liebe suchende Einzelmensch!

Der Schriftleiter.

Ein neues Jahr

Mit der heutigen Nummer beginnt der Marienbote seinen dreizehnten Jahrgang. Es war nicht alles nur Denken und Träumen und Dichten, was er während der vergangenen zwölf Jahre unter die Menschen trug. Es war zum allergrössten Teil ein Mitleben und Mitleiden mit allem, was auf jedem lastet und in jeder Brust quält.

Ansprüche, in der grossen Welt und ihren unerkletterbaren Problemen mitreden zu wollen, hat der Marienbote nie gemacht. Aller Welten grösste und tiefste und wichtigste ist des Menschen Seele. Dort, nirgends wo anders, werden Weltenleid gespürt, Hoffnungen geboren, Freuden empfunden oder beweint. Diese Welt ist des Marienboten Heimat. Dort will er lehren und führen und trösten und bauen. — Viele, sehr viele haben uns verstanden. Die Marienbotenfamilie wird immer grösser, der Bote selbst stets mehr geachtet und geschätzt von seinen grösseren Brüdern. Möge uns der Herr das neue Jahr segnen! Du aber hilf, dem Marienboten noch viel mehr Menschen zum Freund zu gewinnen.

"Wir alle haben Stunden der Einsamkeit nötig. Stunden, in denen wir uns erforschen, wo wir wieder suchen, was wir verloren haben." M. Herbert.

"Das Allerbeste wird nur der einzelne Mensch in seinen einsamsten und stillsten Stunden erarbeiten und aufnehmen. Es mag sein, dass Märsche und Feste und äusserer Klingel den Menschen in die Beine geht und ihn jauchzen und singen macht, was aber ihn wahrhaft Mensch sein und reifen lässt, das kann nur in der Stille reifen." Marianne Spitzler.

"Bücher sind Freunde, die auch dann noch treu bleiben, wenn die Menschen uns verlassen oder wenn wir sie nicht ertragen können. Aber — es gibt Stunden, da gäben wir alle Bücher hin um ein einziges gütiges Wort aus Menschenmund, das Licht, Kraft und Ruhe gibt — um einen warmen Händedruck." Henriette Brey.

"Es ist ein herrlich Ding um die Einsamkeit! Aber wir brauchen immer ein Wesen, dem wir sagen können: Es ist ein herrlich Ding um die Einsamkeit!" Fr. von Matthisson.

"Einsamkeit ist schön. Sie ist aber nur dann wertvoll, wenn du aus ihren stillen Stunden grosse Dinge zu den Menschen hinaustragen kannst." Waldkugler.

Katholische Weltordnung

Wenn einmal die Ueberschrift da ist, dann kommt der Artikel von selber, hat einmal der Brummbär in seiner Weisheit gesagt. Aber er ist schwer hereingefallen. Als er von seinen Schildbürgern, von seinem Vogelnestchen, am Ende sogar von seinem Kasperl-Theater erzählte, haben ihn die "gelehrten Herrn" ganz sonderbar angeschaut, haben einige Seiten des Marienboten überschlagen, um sich in die tiefe Lebensphilosophie des Schusterseppels und anderer Artikel zu versenken. Sie dachten eben, dass ein gescheiter Artikel auch eine gescheite Ueberschrift haben muss, und überhaupt, wer wird sich denn heutzutage "Brummbär" nennen? Da aber auch die "Gescheiten" noch etwas "Brummbär-Weisheit" vertragen können, hat der gute Brummbär diesmal eine hochgelehrte Ueberschrift gewählt; — vielleicht nützt es etwas.

Der Brummbär kann das kleine Männlein nicht vergessen, das da im "Kasperl-Theater" so gestrampelt hat, und kann nicht verstehen, wie die Menschen gleich so wild werden, wenn man anfängt, von katholischer Politik, von "katholischer Weltordnung" zu sprechen. Die Leute sind doch sonst so "tolerant". Da sehen wir um uns hunderte von Sekten, von "Kirchen", von politischen Parteien und "Weltanschauungen" durcheinanderlaufen. Man zankt sich ja etwas, reibt sich auch schon mal aneinander, aber schliesslich geht alles friedlich zusammen. Wie man aber das Wort "katholisch" nennt, horcht alles auf, wie eine Herde Gänse, wenn der Jäger pfeift. Und will der Katholik auch ein Wort sagen im öffentlichen Leben, dann geht es, wie wenn böse Stiere einen roten Fetzen sehen: man wird unruhig, rottet sich zusammen, und schliesslich stürmen sie alle wie rasend auf den katholischen Fetzen

Wir möchten unsere Leser allen Ernstes auf die "Brummbär"-Artikel aufmerksam machen. Der Schreiber, Pater Philip Funke O.M.I., früherer Provinzial der St. Marienprovinz, ist jedem Marienbotenleser als "Prärieonkel", als "Reiseonkel" und jetzt als "Brummbär" wohl bekannt. Vor nicht langer Zeit wurde P. Funke gebeten, eine Artikelserie über die Kultur der Neuzeit und die Ursachen ihrer restlosen Kämpfe und Kriege zu schreiben.

Da nun schon viele, ernste und auch tiefgelehrte Arbeiten über diesen Gegenstand erschienen sind, oft schwer verständlich für das einfache Volk, hat der Schreiber beschlossen, seine Arbeit in humoristischer Form (den poetischen Wert dieser Form brauchen wir nicht erst hervorzuheben) herauszugeben. Er nannte sich also Brummbär. In seinem ersten Artikel ("Schildbürger") zeigte er den Kampf unserer modernen Welt gegen die Grundlagen der christlichen Zivilisation. Um dieses auch im einzelnen zu beleuchten, erklärte er die Arbeit der Gottlosen gegen Gott im Atheismus und in der gottlosen Schule ("Vogelnestchen"), dann die Zerstörung der Sittlichkeit in Jugend und Familie ("Keim-Verseuchung"). Nach diesem führte er die Hauptvertreter der modernen Kultur und Weltanschauungen dem Leser vor ("Kasperl-Theater"), und zeigte dann, dass der Wiederaufbau der menschlichen Gesellschaft nur auf der katholischen Grundlage möglich ist ("Jig-saw-puzzle"). In weiteren Artikeln will er beweisen, wie die katholischen Grundsätze in Politik, Wirtschaft und Erziehung die Lösung aller Probleme bringen, welche heute die Welt zerreissen und ins Unglück stürzen.

Wenn also noch weitere "spassige" Artikel des Brummbären erscheinen, dann überschlage sie nicht. Lese sie nachdenkend, denn hinter ihnen liegt bitterer Ernst. Die Art und Weise, wie P. Funke diesen Ernst den Lesern verständlich macht, ist einzigstehend. Was in seinen Artikeln am meisten packt, ist das Urteil des Schreibers über Zeitzustände und Menschen. So ein Urteil kommt nicht von reiner Denkarbeit, es kommt aus den Tiefen eines hochgebildeten und zu gleicher Zeit auch echt menschlich fühlenden und echt priesterlichen Mannes, der wahrhaftig ALLEN Gerechtigkeit will und Liebe.

Der "Brummbär" muss gelesen werden von Gebildeten und von weniger "'Gelehrten". Allen hat er etwas zu geben—zum Nachdenken.

Die Redaktion.

zu, um ihn unter die Füsse zu treten. Denken wir nur an unsere Freunde des 12. Juli, wenn da unversehentlich ein Priester sich zwischen die Reihen der Orange-Parade verirren sollte, oder wenn der Papst oder ein Bischof es wagen würde, der Regierung eine Bemerkung zu machen in Fragen der Erziehung, der Ehegesetze usw. Jeder Esel, jeder degenerierte Halbidiot kann über die wichtigsten Lebensfragen seinen Senf in die täglichen Zeitungen hineinmachen, es wird fettgedruckt, und man bewundert seine Gescheitheit. Wagt aber ein Katholik einmal über "birth control", über öffentliche Unsittlichkeit oder ähnliches in die Tageszeitung einen Artikel einzusenden, es wird einfach nicht angenommen. Als auf der "Friedens"-Konferenz nach dem letzten Kriege der Vorschlag gemacht wurde, Deutschland aufzuteilen, weigerten sich Clemenceau und andere "Staatsmänner", auch nur darüber zu sprechen, weil dadurch in einzelnen Ländern die Katholiken die Mehrheit erhalten könnten; lieber Weltkrieg Nr. 2 mit allen seinen Schrecken, als den Katholiken Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Mehr noch: seit 400 Jahren disputieren Katholiken und Protestanten über die Wahrheit der Kirche: Bücher sind geschrieben worden von beiden Seiten über die Streitfragen des Glaubens, Bücher und Schriften in solcher Zahl (wie der Brummbär bissig bemerkt), dass wenn sie alle zu Heu würden, man alle Ochsen der Welt damit füttern könnte. Und was hat es alles genützt? Jeder bleibt auf seinem Standpunkte, man redet und wiederholt immer dieselben Phrasen, man redet aneinander vorbei wie beim Turmbau zu Babel und kommt zu keiner Lösung. Wie kommt es denn, dass selbst Leute von gutem Willen, edle,

vom Brummbär

gottsuchende Protestanten den Weg zur Kirche so schwer oder gar nicht finden können? Denken wir nur an Männer wie Newman oder Wiseman: sie hatten jahrelang die Wahrheit gefunden, und konnten sich doch erst spät und unter den grössten Anstrengungen dazu entschliessen, zur Kirche zurückzukommen. Pusey, der hunderten den Weg zur Kirche gezeigt hatte, starb selbst ausserhalb derselben. Und bei diesen Männern kann man nicht von schlechtem Willen reden.

Man versteht ja, dass manchem die katholische Kirche lästig wird mit ihren Sittenlehren, dass mancher sagt, wie der Offizier im "Wallenstein": Meine Weisheit ist zu Ende, redet man mir von Ehre und von Gewissen. — Aber von diesen handelt es sich ja nicht. Sie hassen die Kirche, wie der Teufel sie hasst, wie der Betrüger, der Schwindler, der Unzüchtige die Wahrheit und Reinheit hasst: das war immer so und wird immer so bleiben. Aber die Millionen ehrlicher, wahrheitssuchender Menschen ausserhalb der Kirche? Sie hassen die Kirche ja nicht (mit Ausnahme einiger geistig tiefstehender Seelen), aber sie werden nervös, hysterisch, unruhig, wenn sie mit dem "Katholischen" in Berührung kommen. Sie scheinen das normale Denken zu verlieren, sehen die einfachsten Beweisgründe nicht ein, wenn die "Kirche" in Frage kommt. Der Brummbär, der ja kein Philosoph ist, hat nur eine Erklärung für alles dieses: Seit die Christenheit auseinandergerissen wurde in der Reformationszeit, ist die Menschheit nicht mehr "normal". Der "soziale Trieb" (der Trieb zur Gemeinschaft), der nur in der gottgegebenen katholischen Weltordnung seine Befriedigung finden kann, wurde vergewaltigt, die Menschheit ist "gemütskrank" geworden.

Lieber Leser. Hast du schon einmal mit einem "Gemütskranken" zu tun gehabt? Wenn nicht, so danke dem Herrgott. Es ist eine der traurigsten Erfahrungen, die ein Mensch machen kann. Da ist ein edler, intelligenter Mensch, der keinem Kinde wehe tun könnte, aber etwas hat ihm "das Herz gebrochen". Vielleicht eine unglückliche Liebe, vielleicht eine bittere Enttäuschung, eine Herzlosigkeit von Seiten derer, von denen er Liebe erwartete, von Seiten der eignen Eltern und Geschwister, vielleicht jahrelanges Missverständnis, Verfolgung und Verleumdung von Seiten anderer. Lange kämpfte er dagegen an, suchte Liebe, Verständnis; ein einziges gutes Wort hätte ihn retten können, aber es ward ihm nicht, und schliesslich kam ein letzter Schlag, und das Herz brach, er wurde "trübsinnig". Wenn wir nun den Zustand eines solchen "Gemütskranken" näher analisieren, werden wir vieles verstehen, was in der heutigen Welt vorgeht. Ein inneres Abgeschlossensein. Er kann die Aussenwelt nicht mehr verstehen, nicht mehr grade denken. Eine tiefe Bitterkeit beherrscht ihn. Ueberall sieht er Ungerechtigkeit, Falschheit, Lieblosigkeit. Er grübelt in sich hinein, sucht mit grösster Geistesanstrengung eine Lösung seiner Probleme; er ist unruhig, nervös, und lässt sich zu Handlungen hinreissen, an die er im normalen Zustand nie gedacht hätte. Niemand kann ihm raten, niemand kann ihm helfen, und wenn er sich nicht selbst aus dieser furchtbaren Lage herausarbeiten kann, geht sein Geist langsam zu Grunde, und er ist reif fürs Irrenhaus. Das ist die schrecklihe Folge der Zerstörung des Triebes zur Gemeinschaft im einzelnen Menschen, das furchtbarste Unglück, das einem Menschen geschehen kann. Nun besehen wir uns einmal

unsere heutige "Christenheit". Seit dem furchtbaren Schlage der Reformation, als die Menschheit gewaltsam aus der tausendjährigen katholischen Weltordnung gerissen wurde, ist die Welt nicht mehr normal. Eine furchtbare Unruhe, eine innere Zerrissenheit hat sich der Menschen bemächtigt. Das dumpfe Heimweh nach dem Mutterhaus, der Mutterkirche, von der sie losgerissen waren, trieb die Menschen, immer wieder neue "Ersatz-Kirchen" zu errichten. Ueber 350 solcher Kirchen wurden gegründet, eine für jedes Jahr seit der Reformation, eine für jeden Tag des Jahres, und immer wieder suchte man weiter, nirgends fand man Befriedigung. Dann begann das furchtbare Grübeln über die Lebensgrundlagen: man zersetzte einen Glaubensartikel nach dem andern, man verbohrte sich krampfhaft in die Bibel, und als man in ihr keine "Lösungen" fand, zerriss man sie, zerfetzte sie, bis man sie endlich als unsinnigen Quatsch zur Seite warf. Dann ging es an Christus, an den Glauben, an Gott selbst, bis am Ende Gott selbst verneint wurde. Und es war nicht Schlechtigkeit, oder Verdorbenheit des Herzens, was diese Menschen trieb, es war ein krankhafter Trieb, ein ruhe- und zielloses Suchen, wie beim Gemütskranken. Dann kam es zu Illusionen und "fixen Ideen". Zunächst war es der "Verstand", der alles lösen sollte, bis man mit dem Verstand "entdeckt" hatte, dass es gar keinen Verstand gibt. Dann die "Wissenschaft", die alles erklären sollte, bis man die Wissenschaft selbst verneinte. Nachher kam die Wirtschaft, die Maschinen, die das Glück auf die Welt bringen sollten; schliesslich der öde tote Hunger nach dem allmächtigen Taler. Aber alles das konnte den krampfhaften Hunger nach Glück im Herzen dieser heimatslosen, gemütskranken Menschheit nicht befriedigen, und so wurden sie, wie wir heute sehen, die hilflose Beute gewissenloser Weltbetrüger, die ihnen neue Weltordnungen, neue Ideal-Weltreiche vorgaukeln, die alle ihre Seelenwünsche befriedigen sollen. Es ist der dumpfe, triebhafte Hunger, das instinktive Heimweh nach dem verlorenen Vaterhause der Kirche, was die heutige Menschheit in die verschiedenen "Weltanschauungen" hineintreibt, sie blind zwingt, den "Führern" zu folgen, die sie ins Verderben treiben. Das erklärt auch den furchtbaren Fanatismus, mit dem der heutige Krieg geführt wird. Es sind nicht Hass, nicht Rassenbewusstsein, nicht wirtschaftliche Interessen, welche die Menschen treiben, sondern religiöse Wahnideen, wie sie nur dem Gehirn eines Gemütskranken entspringen können. Hätte man im sechzehnten Jahrhundert auch nur geahnt, was man der Seele der Menschheit antat, als man aus Trotz oder Habgier die gottgewollte Weltordnung der katholischen Kirche in Stücke schlug: ich glaube, auch der wildeste der Reformatoren hätte es sich zweimal überlegt, ehe er seine "Glaubens-Thesen" an die Türe der Wittenberger Universität anschlug, oder sich zum "Oberhaupt der Kirche" erklären liess, um sein Gelübde der Ehelosigkeit zu brechen.

Lieber Leser: Heute haben wir wieder in grossen Worten sprechen müssen und es war wenig Spassiges dabei. Es ging nun einmal nicht anders; die Affen des Kasperle-Theaters konnte man verspotten, aber über das Herzweh der Menschheit, von dem ich heute spreche, kann man keine Witze machen; das greift ans Herz. Mancher mag über die "sonderbaren" Gedanken des Brummbärs den Kopf schütteln, besonders was den "Trieb zur Gemeinschaft" angeht. Und so war es eine rechte Freude, was dem Brummbär vor einigen Minuten passiert ist. Grade vor seiner Zimmertür traf er einige katholische Leute. Man sprach von der heutigen Weltlage, und ehe der Brummbär drei Worte gesagt hatte, sagte ein Mann: Das ganze Unglück kommt von der Reformation her. Und ein gutes Mütterchen fügte bei: Es scheint, die Menschen sind krank in der Seele. Dabei ahnten die Leutchen gar nicht, dass sie mit dem Brummbär sprachen, und das er grade wieder am Artikelschreiben war. Also seht ihr, der Brummbär ist doch nicht so dumm. Und nun genug bis zum nächsten Mal.

"Die Blumen schweigen einander an und verstehen sich doch auf dem Umweg über die Sonne, denn alle haben die gleiche Beziehung zum Licht. So können auch Menschen einander nicht missverstehn, — nicht im tiefsten Schweigen noch in trennender Form — die in gleich inniger Beziehung zum ewigen Licht leben und ihm mit ganzer Seele hingegeben sind. Sie werden und müssen einmütigen Sinnes sein." Else Hasse.

"Hoffnungen und Pläne schiessen oft üppig auf wie junge Roggenhalme. Ein einziger Sensenhieb des Schicksals kann sie abmähen. Und über kahle Stoppeln weht der kalte Wind der Enttäuschung. Wehe uns, wenn dieses unser einziges Erntefeld war."

Henriette Brey.

Klein-Liesbeth

von Heinrich M. Waldkugler

"Klein-Liesbeth"—so erzählte mir jemand, den ich sehr gut kenne—"war nicht mein Kind. Leider nicht. Ich hatte ihr aber zur Taufe gestanden, und das machte sie gewissermassen doch zu meinem Kinde. Noch inniger verwandt mit mir wurde dieses kleine, aufrechte Persönchen durch Erlebnisse, die lange Monate mein Leben bald wie Sturm, bald wie ein leises Küssen schönerer Welten durchzogen.

Ich war damals in der Mitte meiner Dreissiger. Meine ganze Welt bestand aus zwei Teilen. Numero eins waren die geräumigen Amtsstuben an der Hauptstrasse, wo ich, als Anwalt heiliger Rechte und als Bekämpfer unheiliger, erschwindelter Rechte, meine Klienten empfing, beriet, belehrte, bedauerte, ihnen nach Kräften half oder sie mit noch grösserer Stärke in Stimme und Zornesader zur Tür hinausbrüllte.

Numero zwei war meine Junggesellenwohnung. Dort fühlte ich mich in ganz unverschämter Selbstsucht glücklich. Wenn man ledig bleibt bis weit in jene Jahre hinein, wo Magengegend und Backen an Rundung zunehmen and auch die Stirne mächtig zu wachsen beginnt — nicht wachsender Weisheit wegen, aber nur als Folge eines ganz gewöhnlichen Haarausfalles — ja, wenn man solange Junggeselle bleibt, dann verkehrt sich einem das Gemüt. Man fühlt sich stolz erhoben über alle Plagen und alles Schmachten der Liebe — und steht doch unter ihrer ewig und jedem Menschen schmeckenden Tyrannei! Das Herz lässt sich eben nicht betrügen. Es hat uns am Schnürchen, wenn wir meinen, es hintergangen zu haben.

So hat auch mein Herz seine Stückchen mit mir getrieben. Ich, der ich mich so frei von jedem Dusel der Liebe dachte, ich war, ohne mir dieser Sklaverei bewusst zu sein, ganz närrisch verliebt in die Bequemlichkeiten meiner Wohnung und in die dick- und dünnleibigen, schlanken und fetten, ernsten, todernsten und ganz todernsten Gestalten und Gedanken meiner Bücher.

Neben den Büchern waren meine Gerichtsakten das Heiligste, was ich besass. Das war mein Werk! Wehe, wenn meine Haushälterin, die alte, dicke Apollonia, denen auch nur mit dem Staubwischer zu nahe kam. Diese Akten waren mein Leben und mein Alles. Wessen Namen darin aufgezeichnet war, das blieb mir vollständig gleich. Meine Gerichts- und Prozessakten waren mir nur so weit wertvoll, als sie die Schöpfung meiner Logik, meines Wissens und meiner Klugheit darstellten. Die Halunken, die ich dadurch ins Zuchthaus brachte, die Leiden der Bedrängten, die mich um ihre Hilfe baten und für die ich in diesen Akten kämpfte, gingen mich herzwenig an. Ich brauchte Räuber und Beraubte, weil ich halt als Rechtsanwalt jemanden haben musste, durch den ich Sieg und Ruhm gewinnen konnte.

Einen Zehnminutenweg von meiner ehrsamen Behausung entfernt wohnte Klein-Liesbeth. Ihr Vater, der auf gleicher Schulbank mit mir sass, starb drei Tage nach ihrer Geburt. Am Sonntag nach seinem Begräbniss stand ich würdevoll am Taufbecken der grossen Stadtkirche, wo ein kurzgeratener, bebrillter, hochwürdiger Herr Klein-Liesbeth in die Gemeinschaft der Gläubigen aufnahm.

Nachher sah ich nicht mehr viel von Klein-Liesbeth. Sie wohnte mit ihrer Mutter bei einem Onkel, der mir wohlbekannt war und dem ich — warum, das blieb mir unklar — alle menschenmögliche Abneigung entgegenbrachte.

Dieser Onkel galt mir immer als eine ganz zweifelhafte Existenz. Seinen Lebensunterhalt verdiente er sich durch Spekulationen, durch Schnüfflerdienste für Zeitungen, für gierige Geschäftsleute, für verliebte und vor Eifersucht rasende Witwen, für Stehkragengauner und durch andere halbdunkle Beschäftigungen. Diesen Mann mit der roten Nase, aus der alle Wein- und Schnapsfarben strahlten, wollte ich mir vom Leibe halten. Deshalb ging ich Klein-Liesbeth und ihre Mutter nur sehr sehr selten besuchen.

Einmal sass ich ratlos vor meinem Arbeitstisch. Der grosse Prozess, den ich für eine weitbekannte Firma führte, wollte mir nicht gelingen. Ein paar

verlorengegangene Dokumente, mit denen ich der Gegenfirma einen solchen Schlag hätte versetzen können, dass ihr ein für allemal jede Lust am Prozessieren entsprungen wäre, brachten Unglück über Unglück in meine so siegessichere Ruhe. Der Rechtsvertreter meiner Gegner war ein gerissener Satan. Sein höllisches Grinsen, das er mir von Zeit zu Zeit zuwarf, wenn er dem Gerichtshof seine Beweise in die Gesichter brüllte, brachte mich fast zum Rasen. Ich konnte aber nichts machen. Ich hatte die Papiere nicht — und er wusste, dass ich ohne sie zerknicken musste.

Verzweifelt sass ich vor meinen Büchern und Akten.

"Hier ist nichts mehr zu machen, nichts mehr!", schrie ich mir selber zu, hieb Bücher und Mappen zusammen, nahm meinen Mantel und rannte auf die Strasse.

Ziellos lungerte ich das Pflaster entlang, vorbei an Häusern und Frauen und Kindern und Hunden, sah aber nichts und niemanden. Gehirn und Nerven fühlte ich brennen, Rechtsparagraphen und Flüche wirbelten mir im buntesten Durcheinander durch alle Fugen des Schädels.

"O! Hallo!", rief mich da plötzlich jemand an. Erstaunt schaute ich auf und sah Marianne Dohlen, Klein-Liesbeths Mutter, vor mir stehen.

"Wohin denn so allein? Man sieht Sie ja garnicht mehr. Warum kommen Sie uns denn garnicht mehr besuchen? Liesbeth wird Sie bald überhaupt nicht mehr kennen", sprudelte das feine, dunkle Frauchen los und ihre Augen schauten mich dabei so frisch und so lebenswarm an, dass ich wirklich zurückschauen musste.

Bei diesem Schauen überkam mich auf einmal das Gefühl grosser Müdigkeit. Ich war sie satt, übersatt, all die verfluchten Bücher und Akten. Was konnten sie mir bis jetzt geben? Den wohltuenden, bezwingenden Zauber eines freundlichen Menschenblickes kann kein Buch ersetzen. Da redet nicht fremdes Denken zum Verstand oder fremde Poesie zum aufgebildeten Gemüt, da spricht persönliches, teilnehmendes Empfinden aus den warmen Tiefen eines lebenden Herzens geradewegs hinein in jene Stellen unserer Seele, die uns zur Zeit am allerwehesten sind.

Das fühlte ich, als ich mit Mariannen auf der Strasse stand und ihre Blicke auf meinem Gesichte ruhen liess, mit einem fast unbekannten Wohlbehagen.

"Ist Ihr Onkel daheim?" kam es mir da plötzlich aus dem Munde, ohne weiter auf ihre vielen Fragen zu achten.

"Onkel Stephan? Nein, der ist fort. In drei Wochen erst wird er zurückkommen. Warum?"

"Kommen Sie, ich gehe gleich mit zur Liesbeth", antwortete ich rasch, nahm Marianne unter den Arm und ging mit langen Schritten ihrer Wohnung entgegen. Verwundert schaute das junge Weib mich von der Seite an, sie stellte aber auch nicht eine Frage nach meiner sonderbaren Eile.

Mariannens Wohnung war klein. Sie bestand aus Küche

Christus unser König

Maria Magdalena Hager, Toronto

O König aller Könige, vor Dir beuge ich mich,
Vor Dir allein — nichts Irdisches kann mich erfreuen,
Nur Deine erhabene Schöpfung,
Die Du so wundervoll für uns erdacht.
Du König der Liebe, wer ist Dir gleich
An Geist und Gnaden?
Kein König dieser Erde wird seinen Diener
Zum Gastmahl laden.

O König der Christen, unser einziger Trost,
In Liebe und Freude, in Trübsal und Not
Du unsere Zuflucht, unser einz'ges Vertrau'n
Weisst ja, auf Menschen ist nicht zu bau'n.
Du uns're Erlösung vom ewigen Tod:
Hilf uns stark sein,
Denn der böse Feind droht.

O König des Friedens, Du siehst unsere Welt,
Mit Hass und Bosheit ist sie bestellt!
Wann wird Friede sein, Herr, und wahre Freude?
Wann wirst Du kommen zu zerstreu'n Deine Feinde?
Alle, alles wird hier vergeh'n,
Nur Du, König aller Könige,
Wirst ewig besteh'n.

und zwei Zimmern.

Als wir bei ihr eintraten, sass Klein-Liesbeth auf einem Stühlchen und schlürfte an einem Glase Milch, das sie mit ihren dicken Händchen stramm und fest hielt. Langsam erhob sie sich bei unerem Eintritt, stellte das Milchglas hin und kam fragend auf mich zu. Heute sehe ich sie noch vor mir. Drei Jahre alt, drei Käse hoch, pflanzte sie sich vor meiner so wichtigen Persönlichkeit auf und schaute mir mit ihren so eigenartig prüfenden Blicken in die Augen, so, als wollte sie abschätzen, wer und wie ich denn eigentlich sei.

Alle Advokatenwürde verging mir an jenem Abend — und an vielen, vielen folgenden Abenden. Klein-Liesbeth wurde mir bald zum lebensnotwendigen Freund. Allemal, wenn sie mit nichts anderem beschäftigt war als mit mir und den Antworten, die sie auf ihre tausend Fragen forderte, mehr noch, wenn sie mir auf den Knien sass oder gar ihr kleines, unschuldiges Mäulchen zum allerehrlichsten aller Küsse, zum Kinderkuss, spitzte, fiel ein gewaltiges Stück meiner unpersönlichen, selbstgenügenden Bücher- und Arbeitsleidenschaft von mir ab. Nicht, dass ich Bücher und Dienst in jenen unvergesslichen Tagen beiseite zu schieben begann. Im Gegenteil. Ich arbeitete wie früher, sogar noch besser und mit ganz neuen Freuden.

Klein-Liesbeth, die liebe Hexe, hatte da etwas in mir geweckt, vor dem alle Rechtswisslerei und alle Junggesellerei zu meiner eigenen Freude dahinschmolzen wie sonnendurchglühter Schnee. Ich wurde Mensch, fühlender und mitfühlender Mensch.

Meine Klienten merkten das und kamen öfter zu mir, sassen immer länger bei mir und wurden immer offener zu mir. Ich begann sie und ihre Klagen von der menschlichen Seite zu verstehen und auch zu verteidigen, allen Paragraphen und Rechtsbüchern zum Trotz. Die sagten oft "nein", wo ich ein "ja" fühlte und sagte, sie sprachen oft "ja", wo ich mit einem Verneinen auftrat, dass meinen bedrängten Klienten auf der Anklage- oder Klägerbank oftmals die Freudentränen in die Augen sprangen.

Mein grosser Prozess war unterbrochen. Kurz vor Weihnachten sollte er erst wieder aufgenommen werden. Bis dahin hatte ich fast drei Monate Zeit. Das Hoffen, die verschwundenen, mir so wichtigen Dokumente doch noch in meine Hände zu bekommen, gab ich nicht auf. Ich liess nach ihnen suchen — denn jetzt, seitdem ich Klein-Liesbeth kannte, wuchs in mir ein unbändiges Verlangen, meine Siege nicht mehr nur allein zu geniessen, ich wollte bewundert werden von jemanden, der mir gut war und nahe stand.

Dass Klein-Liesbeth, das Kind, solche Sachen garnicht bewundern konnte, weil sie sie eben noch nicht verstand, kam mir überhaupt nicht in den Sinn. Mein Kamm schwoll täglich stärker an Kampfeslust und Streitermut.

Inzwischen besuchte ich fleissig Klein-Liesbeth und trieb allen möglichen und jeden unmöglichen Allotria mit ihr.

Klein-Liesbeth war ein ziemlich selbstständiges Frauchen. Sie wusste genau, was sie wollte und verstand auch immer durchzusetzen, wonach ihr verlangte. Wenn sie sich vor ihre Mutter oder vor mich hinstellte, die fetten Knie zusammen, die Füsse, drollig ungeschickt und doch fest auf dem Boden stehend, zwei handflächenbreit auseinander, wenn sie dann die Stirn verzog, den Mund, man wusste nie, ob lächelnd oder ernst, zusammenpresste und nur mit ihren eigenartig tiefen Blicken sprach, dann musste man gleich nachgeben.

Mariannens Mutter meinte, das Kind sei dickköpfig und störrisch. Das war Liesbeth vielleicht — ein wenig! Klein-Liesbeth hatte aber Tugenden und Neigungen, die weit grösser waren als all ihr Trotz. Ihr Lieblingsspiel, das sie mit mir trieb, war, mir auf die Knie zu klettern und zu befehlen: "Tu

Mutter Gottes im Unterstand

Ein Soldatengebet

Mutter Gottes, du hast nun all das Bittere gesehn —
Und ich kann nicht mehr zu meiner Mutter gehn
Und legen meinen Kopf in ihren Schoss
Und werde mein Leid und das des Krieges nicht los.

Ich ging ja von meiner Mutter weg in den Krieg hinein.
Nun ist keine mehr, die noch kann bei mir sein,
Als du, die uns dein sterbender Sohn am Kreuze versprach:
"Siehe da, deine Mutter, Johannes!" und sie folgte ihm nach.

O Mutter, wenn ich nun ganz verlassen und einsam bin,
Sprich: "Du mein Kind!" und neige dich zu mir hin —
Und wenn mich die Granate verschlingt — dann sprich zu deinem Sohn:
"Er starb für sein Land, wie du für die Menschen. Gib ihm seinen Lohn."

Heinrich Lersch.

flennen!" Wenn ich dann mein Gesicht verzog und wie ein Hund loszuheulen begann, rutschte sie vom Knie hinunter, stellte sich vor mich hin und schaute mir ins Gesicht mit Augen, so voller überraschend reiner Angst, Sorge und Mitleid, wie man es von einem Kinde nicht erwarten würde — und bei grossen Leuten nur selten, selten findet!

Klein-Liesbeth nahm dieses Spiel ernst. Ihr Herzchen schien ein starkes Bedürfnis zu haben, sich in Mitleid ergehen zu lassen. Deshalb forderte sie so oft mein Heulen. Sobald es aber erklang, tat Klein-Liesbeth immer das, was eben nur ein unverdorbenes Kindergemüt als das einzig richtige und rechte Pflaster für allen Menschenschmerz hält: Sie gab Liebe! Umständlich krabbelte sie zurück auf die Knie, umfasste mit ihren runden Aermchen meinen Hals, legte ihr dickes, heisses Bäckchen gegen meine rauhkratzige Wange und suchte mich mit guten Worten und vielem Drücken zu beruhigen.

Wie das mir altem, vertrockneten Knaben wohltat! So ein Stückchen warmer, selbstloser Menschenliebe — was ist alle Befriedigung dagegen, die Arbeit, Erfolg, Wissen und Herrschen bringen? Weiss der Himmel, ich wollte diese allernatürlichste und allerbelebenste Sonnenkraft des Daseins, die persönliche Menschenliebe, nicht mehr verlieren. Bis dahin lebte ich einseitig, halbmenschlich: Ich lebte nur dem Geiste und der Arbeit. Jetzt wollte ich — das nahm ich mir vor — beide Seiten des Lebens pflegen und geniessen: Nicht nur Geist und Arbeit, aber auch Herz und Liebe. Das nur, so ward es mir zur starken Ueberzeugung geworden, macht den Menschen zum Vollmenschen, zum Menschen guten, selbstlosen Geistes und guten, selbstlosen Blutes.

Mit der Zeit begann aber mein plötzlich so freudig fliessendes Blut den Weg aller Menschlichkeit zu gehen.

Mariannes berühmter Onkel Stephan war von seiner Reise zurück. Er begrüsste mich mit seinem zuckersüssesten Lächeln, gab mir alle ihm möglichen Tugenden der Gastfreundschaft — deren Krone in der Einladung zum Mittrinken aus seinen niemals leeren Flaschen bestand— zu kosten, forderte mich immer höchst verbindlich auf, doch ja morgen wieder zu kommen.

Wäre ich damals bei heutigem Verstand gewesen, hätte ich mich sicher gefragt: "Was macht den alten Galgenstrick so freundlich? Welcher Art mag das Geschäftchen wohl sein, das er an mir wittert?"

In dem Zustand jedoch, der mich damals beherrschte, kam mir nichts Verdächtigendes in den Sinn. Ich sah in meinem Herzensschwung alles rosig und gut — genau so ehrlich und so offen, wie es mir im Sinne lag. Selbst den Gauner, den Onkel Stephan mit der Höllennase, selbst den betrachtete ich von der menschlich besten Seite.

Es waren mir nämlich Seele und Empfinden übervoll. Klein-

Wer macht die Druckfehler?

Druckfehler sind hier und da in Büchern, Zeitungen und auch im Marienboten zu treffen. Manche Leser werden nicht böse, wenn sie sie sehen. Andere Leser jedoch nehmen grossen Anstoss an jedem Druckfehler und ärgern sich fast tot, wenn sie nur einen finden. Es dürfte wohl am Platze sein, einmal eine kleine Betrachtung über die Druckfehler zu halten.

Lieber Leser, staune nicht, aber: Die Druckfehler macht der liebe Gott, der die Lauf- und Druckerbuben, die Setzer, die Buchdrucker, die Korrektoren, die Redakteure und Autoren, die Geschichtenschreiber und die Gedichteschreiber geschaffen hat, der liebe Gott, der neben dem Guten das Böse duldet, zwischen dem Weizen das Unkraut wachsen, zwischen dem Druck auch die Druckfehler gedeihen lässt.

Der Druckfehler ist eine Naturerscheinung wie Hagelschlag, Pestilenz, trockene Zeit und teure Zeit. Er wurzelt in der Unvollkommenheit der irdischen Dinge und in der Schwachheit des menschlichen Fleisses.

Wo keine Druckfehler sind, da weiss man:

1. Der Verfasser hat richtig geschrieben.
2. Er hat dieses Richtige deutlich geschrieben.
3. Der Setzer hat immer den richtigen Buchstaben auf seiner Maschine getippt.
4. Der Setzer hat die Zeilen richtig eingesetzt.
5. Der Korrektor hat die Korrektur richtig verbessert.
6. Der Schriftleiter hat die zweite Korrektur richtig gelesen.
7. Dass noch ein Dutzend andere Umstände glücklich abgelaufen sind.

Das sind so sieben günstige Umstände, die den Druckfehler ausrotten. Da nun ein Grossoktavbogen in gewöhnlicher Schrift 50,000 bis 55,000 Buchstaben zählt, so müssen jene sieben günstigen Umstände sich 50,000 bis 55,000 mal wiederholen, um dem lieben Leser einen einzigen fehlerfreien Bogen in die Hand zu geben.

Wer daher beim Lesen diese vielen Umstände gebührend gedenkt, wird bezüglich der Druckfehler Nachsicht walten lassen.

Liesbeth's Hexereien hatten mir Herz und Verstand wunderfreudig weich gemacht. Mit der Zeit bemerkte ich aber, dass es nicht nur Klein-Liesbeth war, was mich so oft in Maniannens Wohnung trieb. Wenn Klein-Liesbeth pünktlich um acht Uhr abends ins Bett kam, blieb ich sehr gern noch ein Stündchen oder gar länger bei Marianne sitzen, mit einer Riesenfreude an ihren Augen und an ihrem Plappern im Herzen.

Marianne war zehn Jahre jünger und zwanzig Jahre flinker in allem, im Gehen, im Lachen, im Erzählen und Urteilen, als ich. Diese zwitschernde, über alles Schwere leicht hinwegfliegende, sonnige Vögelchennatur, du liebe Zeit, wie ich sie liebte! Wie konnte Marianne lauschen, wenn ich ihr erzählte! Wie konnte sie so überraschend leicht Dinge auflösen und klarlegen, die ich ihr stets als unüberwindbare Felsengebirge von Problemen zeichnete!

Nach kurzen Wochen merkte ich zu meinem eigenen Erstaunen: Hermann, du bist verliebt! Deine Knabenzeit ist vorbei! Schau' in den Spiegel, alter Bursch, und mache dich um alles in der Welt ein wenig jünger. Du bist verliebt von oben bis unten. Vom Kopf, wo es dir nur so saust und braust vor lauter Marianne-Gedanken, vom Kopf zur Brust, wo das Herz sitzt und immer wilder schlägt, von da hinab zum Magen, dem nichts mehr schmeckt als nur das, was Mariannens Hände dir auf den Tisch stellen, vom Magen hinunter bis in die Füsse, die dich ziehen und zerren — hin zu Marianne.

Nach dieser Entdeckung kamen schwere Tage und viele, viele durchstöhnte und durchächzte Nächte. Ich litt furchtbar an meiner Liebe. Was sollte ich mit ihr anfangen? Marianne war jung, während mein würdiges Rechtsanwaltshaupt bereits grau und kahl wurde. Mariannens Vater hätte ich fast sein können, wenigstens — und das ganz bestimmt — ihr lieber, alter Onkel. Sie hatte Freude an meiner Freundschaft, so viel wusste ich. Aber Liebe? Was ist denn Liebe? Sie ist das Verlangen, die Person glücklich zu machen, die man im Herzen trägt, sie unter allen Umständen glücklich zu machen, wenn man dabei auch selbst zugrunde geht. So dachte ich mir, und dabei wollte ich bleiben. Meine väterliche Freundschaft machte Marianne glücklich, deshalb wollte ich sie ihr nicht nehmen.

Aus diesem Grunde nahm ich mir vor, Mariannens Wohnung von jetzt an seltener zu besuchen — damit ich mich nicht eines Tages vergesse und mit meiner Liebe vor Marianne herausplatze. Das könnte mich in eine Lage bringen, die mir Mariannens Tür ein für allemal schliessen muss. Dagegen wehrte sich aber nicht nur meine so selbstlose Logik über die Liebe, dagegen kämpfte auch die in jeder Liebe versteckte Selbstsucht: Ich wollte Mariannens und Klein-Liesbeth's Nähe um keinen Preis verlieren.

Ich nahm mir also fest vor, Marianne seltener zu besuchen — und ging doch Abend für Abend zu Marianne und Klein-Liesbeth hin! —

(Fortsetzung folgt)

MUTTER

Wenn du immer wüsstest, Mutter, dass aus den Augen Deines Kindes ein unschuldiges, engelreines Seelchen dich anschaut! Ein Seelchen, das nichts anderes kennt als nur das Gute und das Reine. Ein Seelchen, das dich, die Mutter, all die tausend Fragen über die Schönheiten des Guten und des Reinen fragen möchte, die in seinem kleinen Herzlein brennen. Die Mutter ist gut, die kann mir sagen, was gut ist. Die Mutter ist rein, sie weiss besser als alle anderen Leute, was böse ist. Die Mutter ist die allerschönste aller Frauen, sie kann mir nur Schönes zeigen. Vertrauensvoll hängen die fragenden Augen des Kindes an der Mutter. Wie öffnen sie sich, erstaunt und erschreckt, wenn sie zum ersten mal etwas sehen, das ihr reines Seelchen nie gekannt: Das Böse! Wie sprachlos wird ihr kleines, liebes Plappermäulchen, wenn sie dieses Böse sehen oder hören—von der Mutter.

Halte dein Kind bei dir, Mutter, so lange du kannst. Hüte es vor dem Bösen, das noch früh genug — leider viel zu früh! — das Herz deines Kindes betören wird. Falte seine Händchen und lehre es beten zu Dem, Der aller Unschuld Geber und Segner ist. Dein Kind — es ist rein wie ein Himmelsengelchen und in seiner Reinheit steht es viel näher dem Herrn der Liebe als wir Erwachsenen, die wir schon so viel aus dem Kelch der Sünde getrunken.

Glücklich du, wenn dein Kind nach Jahren, wenn es selbst schon gross ist, sagen kann: Meine Mutter, die war immer die beste, die reinste und die schönste aller Frauen. Alles, was ich an Liebe zum Guten habe, kam mir von meiner Mutter. Wenn ich vom Bösen bewahrt blieb, ich danke es meiner Mutter, der lieben guten Frau, die mir gezeigt hat, wo mein Gott wohnt und wie mein Gott mich segnet, wenn ich mit schuldlosem Herzen vor Ihm wandle.

H. M. Waldkugler.

Abschied von der Welt

Von P. Jos. Schneider O.M.I.

Wir alle kommen in die Welt und müssen auch wieder hinaus. In jungen Jahren klammern wir uns fest an sie und berauschen uns an ihren Gütern. Gesicht, Geruch, Gefühl und Geschmack sind ebenso viele Stricke, die uns geheimnisvoll und leidenschaftlich an sie binden. Aber genau so sicher werden sie wieder gelöst; gewaltsam durch plötzlichen Tod, oder langsam durch schleichende Krankheit oder durch die Beschwerden des Alters. Es ist in jedem Falle ein schmerzlicher Prozess.

Vor vielen hundert Jahren wurde über politische Verbrecher und Unruhestifter des öfteren die Reichsacht verhängt. Da stand der Schuldige umgeben von den Fürsten und wurde vom Kaiser feierlichst als Feind des Volkes erklärt. All sein Besitz wurde ihm genommen und den Erben übergeben. Ueber sein Leben wurde das Todesurteil verhängt und wie das Wild dem Pfeil des nächsten besten Jägers ausgeliefert.

"Dein Fleisch geb ich dem Tier des Waldes preis,
dem Vogel in der Luft, dem Fisch im Wasser.
In der Erde Strassen weis ich dich hinaus
Und wo der Freie und der Knecht
Fried' und Geleite haben, sollst DU keines haben.
Und wie ich diesen Handschuh von mir werfe,
Wie dieser Handschuh wird zertreten werden,
sollst DU verworfen und zertreten sein.

Und vielhundertstimmig schallte es durch den Saal vom Chor der Fürsten wiederholt: "Sollst du verworfen und zertreten sein!"

Was blieb dem armen Kerl noch übrig? Er war von jenem Augenblick ab beständig auf der Flucht. Gespenster und Mörder für ihn im Busch und auf dem Feld und an jeder Strassenecke. Es bedeutete für ihn eine Verdammung zum Tod, ein langsames Dahinsterben. Eine gewaltsame Losreissung aus der Mitte der Lebendigen.

Im Jahre 1827 starb, von Leid und Not gebrochen, Beethoven, einer der grössten Meister im Reiche der Töne. Der Arzt hielt ihm einen Zettel hin, auf dem geschrieben stand, dass seine letzte Stunde nicht mehr ferne sei. Der Kranke nahm die Nachricht hin mit grosser Fassung und mit fast verklärtem Angesicht. Am 26. März, während ein Frühlingsgewitter sich über Wien entlud, ging er in eine bessere Welt hinüber.

Schon lange vorher hatte er von allem Abschied genommen. 32-jährig war er völliger Taubheit anheimgefallen, eine schreckliche Prüfung für ihn, den Schöpfer unvergleichlicher Werke der Musik. Ein Schrei entrang sich seiner Brust. Nie mehr sollte er den Werken lauschen, die sein Riesengeist geschaffen. Wie ein von der Gesellschaft Verbannter lebte er noch 25 Jahre. Schwere Einsamkeit umfing ihn und bald verlor er sich in völliger Erdentrücktheit. In dem Zustand schuf er dann sein grösstes Werk, die Missa solemnis, ein Meer von Melodie, das aus den Urtiefen seiner begnadeten Seele hervorbrach.

Bist du mal in einer Taubstummenanstalt gewesen? Wie die armen Menschen sich quälen, um sich verständlich zu machen! Wie schwer es ist, solchen Kindern die ersten Kenntnisse beizubringen! Der Heiland selber seufzte zum Himmel als Er den Taubstummen heilte und ihm Sein "Epheta" in die toten Ohren rief.

Viel schlimmer noch muss die Blindheit sein, die ihre Opfer von Licht und Farbe ausschliesst. Denke dir, du verlörest ein Auge durch Krankheit und beim Holzhacken zerstört dir ein unglücklicher Splitter das andere. Nun sitzest du da in völliger Nacht. Welch ein Schicksal! Und gerade das befällt gar viele Menschen. Geh in die Kriegshospitäler in Europa oder Australien. Da hörst du junge Männer, die fluchen und toben; du siehst andere flehentlich beten und ihre Wangen abtrocknen. Beiden hat eine Kugel oder ein Granatsplitter des Augenlichts beraubt und sie von der Erde und ihrer Schönheit losgerissen. Es fordert Wochen und Monate, bis sie sich an die neue Lage gewöhnen und sich mit dem harten Lose aussöhnen. Kennst du die Geschichte von Samson und Dalila aus dem Alten Testament? Dem Samson wurden von seinen Feinden die Augen ausgestochen; er heulte seinen Jammer zu den Sternen hinauf. Haydn hat es in der gleichnamigen Oper wunderbar zum Ausdruck gebracht. Blindheit ist eine schmerzliche Trennung von der Welt.

Wie ist uns zumute, wenn eine ansteckende Krankheit uns zu Stubenarrest verdammt! Der health officer kommt und nagelt seinen Zettel an die Tür, meist nur für wenige Tage. Nun denke dir, du müsstest für immer auf die Gesellschaft der Lebenden verzichten. Und gerade das mussten die Aussätzigen zur Zeit Jesu Christi. Das müssen sie heute noch in Hawaii; die Polizei macht unerwartet ihre Ueberfälle auf die Dörfer und schleppt die Kranken fort von ihren Familien auf Nimmerwiedersehen. Pater Damian, der Aussätzigenapostel, sah vor Jahren in Honolulu einem solchen Schauspiel zu. Die Betroffenen brüllten vor Schmerz.

Aehnliche Geschehnisse haben sich in christlichen Ländern durch alle Jahrhunderte wiederholt. In feinerer Weise. Und doch war das Elend dabei kaum geringer. Nimm z.B. das Jahr 1200. Eine Trauerprozession bewegt sich zu einem englischen Friedhof. Kein Begräbnis findet statt; es ist nur eine Zeremonie. Ein Aussätziger erhält seinen letzten Segen, ehe er aus der Welt der Lebenden verschwindet. Einige Wochen vorher hatte sich bei ihm eine Schwellung der Glieder eingestellt ,mit unnatürlicher Verdickung der Haut. Eine tagelange Untersuchung endete in der Feststellung: "Aussatz". Ein Drittel der Bevölkerung wurde damals davon betroffen. Heilungsmöglichkeit gab es nicht; auf der andern Seite entsetzliche Ansteckungsgefahr. Was konnte man tun? Verbannung aus dem Kreise der Lebendigen war die einzige Lösung. So erschienen eines Morgens die Mönche aus dem nahen Kloster und führten den Kranken zur Kirche. Dort wurde ein schwarzes Tuch über ihn gespannt wie über einen Sarg und die Messe für ihn gelesen. Dann wurde er zur Stätte der Toten geleitet. Dort, neben dem offenen Grab, wurde ihm ein Stab in die Hand gedrückt mit einer Klapper zur Warnung für alle Lebendigen. Ein scharfes Gebot dröhnte ihm in die Ohren, nie einer menschlichen Behausung sich zu nahen. Dazu kam eine tröstende Erinnerung an die Kürze des Lebens und die Vergänglichkeit alles Irdischen. Einige Tropfen Weihwasser fielen auf ihn von segnender Priesterhand. Ein letzter Blick von Weib und Kind, und man überlässt ihn seinem Schicksal. Mit einem Schrei, mit Tränenbächen auf dem Antlitz eilt er fort im weit erkenntlichen Gewand der Verbannten. In einer einsamen Höhle wird er wohnen, in einer Hütte im Wald, die vom Mitleid der Lebenden unterhalten wird, bis der Tod ihn erlöst.

Es gibt eine freiwillige Absage an die Welt, aus himmlischer Liebe und sittlicher Kraft. So wie der Heiland sie angeraten hat. "Willst du vollkommen sein, so verkaufe alles was du hast und gib es den Armen. Dann komme und folge mir nach, und du wirst einen grossen Schatz im Himmel erben." Diese Trennung von der Welt wird viel geübt in der katholischen Kirche durch Uebernahme der Ordensgelübde. Armut und Jungfräulichkeit sind eine Drangabe irdischen

Die Samstags-Sonne

Unter dem Volke ist der Glaube verbreitet, dass an jedem Samstag die Sonne—sei es auch nur einige Augenblicke—scheinen muss. Eine Legende aus dem Mittelalter gibt uns über die Samstag-Sonne wunderlieben Aufschluss.

Alle Freitage in der Nacht steigt unsere Liebe Frau in das Fegfeuer hinab. Scharenweise kommen die armen Seelen zur lieben Mutter, fassen sie beim Kleid und weinen darauf. Ganz durchnässt von den Tränen des Büssenden kehrt Maria wieder in den Himmel zurück. Die Engelein bringen ihr gleich ein trockenes Gewand und geben das nasse zum Trocknen. Damit nun dieses geschieht, muss wenigstens eine Zeit am Samstag die Sonne scheinen. — Die Legende lautet:

An jedem Samstag scheint einmal
Der lieben Sonne warmer Strahl.
Grossmütterchen hat's mir bewährt,
Und auch den Grund davon erklärt.

Es senket aus der Himmelspracht
Sich alle Freitag in der Nacht
Die Mutter Gottes, sanft und gut,
In des Fegfeuer's entfachte Glut.

Wenn dann der holden Frau Gestalt
Hin durch gekühlte Flammen wallt,
So kommt der armen Seelen Hauf,
Fasst ihr Gewand, und weint darauf.

So wird von Anfang bis zuletzt
Gewaltig ihr Gewand benetzt;
Drum, wenn sie wieder heimgekehrt,
Sie rasch ein neues Kleid begehrt.

Das aber, was so nassgeweint,
Auslegen, wenn der Tag erscheint,
Die Englein in dem hohen Saal,
Und trocknen es im Sonnenstrahl.

So muss ja wohl an diesem Tag,
Wie sehr sie sich auch bergen mag,
Zu dienen Unsrer Lieben Frau'n,
Die Sonne durch die Nebel schau'n.

Besitzes und volle Selbst-Hingabe an Christus und Seinen Dienst. Dazu kommt dann noch der Gehorsam. Er stellt die Ordensperson der Kirche zur Verfügung zur Arbeit in ihrem Weinberg, wo immer es sein mag. In dieser freigewählten Trennung von der Welt gibt es natürlich Gradunterschiede. Die hl. Theresia von Spanien hat den bestmöglichen davon gewählt. 20 Jahre hatte sie im Kloster der Menschwerdung im Städtchen Avila verbracht. Hatte sich dort durch viel Krankheit und innere Kämpfe im inneren Leben weit vorangeschafft. Es fehlte ihr noch das Letzte und Höchste. Mehr und mehr erschien ihr das Kloster mit seinen 180 Nonnen zu gross und geräuschvoll; die Besuche von draussen und die Berührung mit weltlichen Geschäften zu zahlreich. So schritt sie auf Drängen Jesu Christi zur Gründung kleinerer Klöster. Jedes hatte immer nur 13 Schwestern in schärfster Abgeschlossenheit und tiefstem Schweigen. Allen weltlichen Umgang mieden sie, um in der Seele Platz zu machen für die grossen Gnaden der mystischen Liebe. Hatte sie Erfolg? Ihr seliges Sterben bewies, dass nur noch der Leib sie wie ein dünner Schleier hatte getrennt gehalten vom ewigen Leben.

Nun lausche noch der folgenden Geschichte. Es handelt sich um einen Studenten und Wissenschaftler der Hochschule von Oxford. Er war auf der Suche nach der Wahrheit katholisch geworden und hatte sich seine Zukunft bis ins Kleinste zurecht gelegt. Wollte als Wanderredner seine englische Heimat bekehren. In grossangelegtem Feldzug sollte sie der Religion der Väter zurückgewonnen werden. Massenversammlungen, Reden und Flugblätter sollten ihm dabei behilflich sein. Es kam ganz anders.

Willst du ein Leben, das schwer wie ein Alp
Auf dir ruht und wie ein Fluch —
Werde Priester und werde es bald.
Willst du Freude übergenug,
Und die Seele voll Frieden und Gottesglanz,
Werde Priester und werde — es ganz.

—Trasolt.

Von Arbeit und Nahrungssorgen erschöpft, landete er eines Tages im Hospital. Bald trug man ihn ins Totenhaus. Er war aber nur scheintot. So erhob er sich aus dem Sarg und eilte ins Registrierstübchen, um sich abzumelden. Dort aber erklärte man ihm, der Träger seines Namens sei gestorben; man weigerte sich entschieden, an seine Auferstehung zu glauben. Es machte ihm nichts aus. Gestorben und vergessen war er so wie so bei allen Freunden und Verwandten, die seinen Uebertritt zur katholischen Kirche nicht verschmerzen konnten. Es gab ihm zu denken. Ob da Gottes Vorsehung im Spiele war? Bei längerem Nachsinnen kamen ihm die Gedanken zurück, die ihm bei der Bewusstlosigkeit durch die Seele gegangen waren. Sie bedeuteten eine völlige Aenderung seiner Lebensauffassung und totale Umstellung seiner Pläne. In öffentlichem Kreuzzug hatte er England bekehren wollen. Gab's nicht etwas Besseres als lange Reden, die den Geist zu überführen suchen? Würden nicht Gebet und Busse und stilles Selbstopfer viel wirksamer Gottes Gnadenlicht auf irrende Menschen herniederziehen? Viele Heilige hatten es so getan. Es leuchtete ihm ein. Von nun an würde er fertig sein mit der Welt; würde sich von ihr zurückziehen, um in völliger Vergessenheit zu versinken.

Zunächst galt es irgendeine Beschäftigung zu suchen, um nicht zu verhungern. Eine Strasse nach der andern durchwanderte er; alle Bemühungen schienen umsonst. Schon wollte er verzagen. Da sah er ein Schild am Eingang einer Fabrik: "Nachtwächter gesucht." Sein Plan war gefasst. Er ging hinein und erhielt die gewünschte Beschäftigung. 30 Jahre lang hielt er in ihr aus. Am frühen Morgen versenkte er sich regelmässig in Gebet und Betrachtung. Dann kam Messe und Kommunion; nachher einige Stunden Schlaf. Und in der Nacht machte er seinen Rundgang oder übte am warmen Ofen im Stübchen sein gewinnendes Apostolat. Da kamen sie zu ihm, die Männer und Frauen, die die Not des Lebens auf die Strasse geworfen. Die Kinder und Jugendlichen, die von den Eltern verlassen, fast

(Fortsetzung auf Seite 18)

BARMHERZIGKEIT

"Es ist schön, Hungernde zu speisen, aber es ist nicht minder schön, den Hunger des Geistes zu sättigen. Schön ist es, die Nackten zu kleiden, aber es ist nicht minder schön, den Menschen, den öffentliche Schande gebrandmarkt hat, wenigstens sein Mitleid zu geben. Es ist schön, Fremde zu beherbergen, aber es ist auch schön, einem Ausgestossenen eine offene Tür, die Tür des Herzens, zu zeigen. Es ist schön, einen Kranken zu pflegen, aber es ist nicht minder schön, den Wunden des Herzens nachzugehen. Es ist schön, einem Toten das letzte Geleit zu geben, aber es ist noch viel schöner, einen Toten zum Leben aufzuwecken, aus tiefem Schlafe der Sünde."

P. Bonaventura Krotz.

Deine Aufgabe in einem freien Volk

Es ist uns Kanadiern möglich gewesen, so zu arbeiten und sparen, dass die Art und Weise, wie wir leben, bei andern Völkern Neid und Staunen erregt.

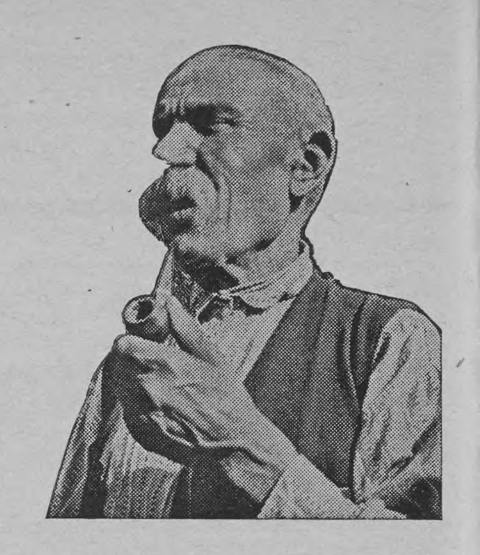
Wir haben an unsere Lebenskraft und unsern Unternehmungsgeist geglaubt, und diese Kraft und dieser Geist haben dieses freie Land, Kanada, gebaut.

Jeder Bürger, der Anteil hat an unserer Freiheit, hat auch die ernste Pflicht, sie zu verteidigen. Wenn du Victory Bonds kaufst, hast du Anteil an Kanadas Zukunft. Was du heute anlegst, ist deine Gewähr für morgen.

Freiwilliges Sparen ist nötiger denn je, weil die Kriegskosten höher sind. Kaufe deshalb wenigstens ein Victory Bond mehr als das letztemal.

Sei bereit, mehr Victory Bonds zu kaufen!

vom Schusterseppel



Liebe Leit.

Ihr werd's alle neigierig sein vonwege was meine Pauline, was mein gudes Weib und christliche Mutter von meine Kinner is, uf meine letzte story g'sogt hot. Ich hob eich ja im letzten Marienbot verzählt, wie dass ich Aengste hob, dass meine Pauline solle story net gleichen werd. Ich denke ober, und hier muss ich meine opinion ieber die Pauline changen, ich denke, ich hob ein mistake gemocht.

Wie der Mariabot bei uns ankomme wor, da hob ich gleich noch ihm gegriffen. Ich hob mir nämlich gedenkt: Sicher is sicher. Seppel, hob ich bei mir gedenkt, besser du nimmst den Mariabot gleich fort, tragst ihn h'naus, tust ihn lesen, und nochher nimmst ihn net mehr h'nein ins Haus. Der Pauline sogst halt, wie dass du ihn verlore hast. Dann wird die Pauline deine letzte story net lesen und du werst Ruh und Frieden im Haus hobe.

Solle net gude Gedanken hob ich alter Mann g'hat, liebe Leser und Leserinnen. Der Teifel hot mich arg geplogt und in die Versuchung geschmiesse, die Pauline anzulüge. Sell hot ober net geschafft. Ich hob den Mariabot noch net ganz in meine Hände g'hat, do is die Pauline schon uf mich zu und hot ihn mir fortgenomme.

"Du kannst nochher lesen", hot sie ieber mich g'sogt, "jetzten muss ich erscht eimol die story vom "Sohn der Hagar" durchschaun."

Die Pauline ober, was so is wie alle Weibsleit und immer gleich rieche tut, wenn mein Gewissen net so ganz wie das Gewissen von einem Engel is, die Pauline also hot net erscht solle page ufgeschloge, wo die story vom "Sohn der Hagar" geschriebe is, ne, sie hot erscht den "Schusterseppel" ufgeschloge, hot uf ihn g'schaut, und hot dann gleich g'sogt:

"Her mol deine Brille, Seppel."

Ich hob meine Brille runner g'nomme von meiner Nase und hob sie der Pauline iebergebe, und die hot gleich ang'fange zu lesen.

Ich hob derweil an der Tür gestanne und hob sie gewotscht und hob mir gedenkt: "Jetzten, was werd die wohl ieber mich sogen?"

Die Pauline ober hot nix net g'sogt. Sie hot mein Stieck zuende g'lese, und wie sie zuende wor, da hot sie ieber die Gläser uf mich g'schaut, wohl so eine halbe Minute, dann hot sie den "Sohn der Hagar" ufgeschloge — und die Geschicht wor fertig.

Jetzten, liebe Leser und Leserinnen, kann ich eich vermelde und mitteile, dass die Pauline meine letzte story approved hot. Da hot mich mein Schutzengel wieder eimol vor der Sünd gegen das achte Gebot, vor dem Lügen, gerettet. Das Lügen is net gut, sell sog ich immer. Ob mir mit Worte lügen oder ob mir so acten, dass mir die Leit ohne Wort betrügen und belügen, sell is eins wie das anre sündhaft und net gut fier die unsterbliche Seele, was welle Seele mir inside von unsrer Brust hen.

Da hob ich grade wieder eimol eine story, was uns zeigen und uffweise tut, wie dass jede Lüge schon uf der Erde bestroft werd. Selle story hob ich eich schon längst verzähle wollen, ober ich hob geferсht, wie dass die Pauline uf diese story bös werden könnt. Heit hob ich g'sehe, wie dass sie ein verständiges Weib is, aus was weller Ursach ich den Mut und die courage uffbring, eich, liebe Leser und Leserinnen, solle story zu verzähle.

Also, viele Johre zurieck, wie ich noch ein junger Bursch wor und noch net verheirot gewest bin, vonwege weil ich die Pauline noch net gekennt hob und aus soller Ursach auch noch net in love gewest bin, in seller Zeit hob ich im russischen Militär, bei die Kavaleriste, gedient. Ich bin soller Zeit ein strammer Bursch gewest, desch kann ich eich sogen. Ein Haar hob ich uf'n Kopf g'hat wie keiner net von alle Kavaleriste. Ganz lockig is es gewest und hot grad uf mein schenes,

männliches G'sicht gepasst. Die Madel von der ganzen Stadt, die hen sich grad die Augen ausg'schaut, wenn sie mich mit meiner guden Gestalt und schener Uniform uf der Strass g'sehen hen. Ich ober, ich hob mich nach keinem Madel net umg'schaut. Stolz bin ich meine Strasse gange und hob mir gedenkt: "Wenn ich ein Madel will, dann werd ich mir schon eine auspicken."

Von mich und meine Person hob ich heit ober net verzählen gewollt. Ich hob im Sinn, eich vom Staller Alphons zu verzähle, was weller Staller Alphons mit mir bei die Kavaleriste gedient hot. Ein guder Reiter und Kavalerist is soller Alphons gewest, desch kann ich eich sogen. Rosser und Ziegen hen ihn immer interessiert und Ziegenmilch hot er immer liebersch getrunke wie die Milch, was mir von die Kieh hen. Neben die Ziegenmilch hot er ober auch ein gudes Glas oder zwei von die gude russische wodka niemols net abgewiese. Und verzähle hot er gekennt wie niemond net.

Fiess smart is der Staller Alphons gewest und keiner von die Unteroffiziere und auch net von die höhere Offiziere hot ihn was antun können. Alle hot er immer ge-outsmartet.

Eimol ober hot er sich selbst ge-outsmartet. Und desch wor so komme: An einem schenen Sommermorge hot unser Unteroffizier ieber uns in die Stuben uf russisch — wie das beim russischen Militär gesprochen werd — in die Stuben gebriellt:

"Uffdressen, ihr Dunnerwetter ihr schlammrige, uffdressen eire beschte Uniform. Der General kommt fier uf die inspection. In fufzehn Minute antrete!"

Mir hen uns also schnell uffgedresst und sein h'nausgesprunge, vonwege weil der Trompeter schon wie wietig fier uns geblose hot.

Der Staller Alphons, was grad mit ein poor von seine Kammerrode bei einer beerbottle g'huckt hot, hot noch schnell eine anre beerbottle in sein Hals gegosse und is dann mit h'naus.

Draussen hen mir uns alle uffstelle miesse, wie das so beim Militär is, und bevor dass der General komme wor, hot der Unteroffizier gebriellt — in russischer Sprach uf kors —: "Attention!"

Mir hen alle uf "attention" gestanne und hen den General komme sehn. Der is ober net gleich zu uns komme fier uf die inspection, bei die höhere Offiziere is er stehn bliebe und hot mit sie lange gesproche.

Mir hen unnerdessen so uf die zehn Minute uf "attention" gestanne. Uf eimol sogt der Staller Alphons, was neben mir gestanne hot, mit leiser Stimme ieber mich:

"Seppel, ich kann net mehr, ich hob zu viel Bier g'suffe, ich muss h'naus."

"Jetzten kannst net h'naus", hob ich zurieckgebe, "bleib still."

Der Staller Alphons blieb so fier zwei Minute still. Dann fangt er wieder an:

"Seppel, ich muss h'naus, sonschten gibt's ein Unglieck."

Jetzten ober hob ich mich ieber den Alphons gesorgt. Ich hob die rules und regulations von die russische Kavaleriste gut gekennt. Wenn do einer während der inspection h'nausgemiesst hot, dann hot er es dem Unteroffizier sogen gemiesst, der Unteroffizier hot es dem Leitnant reportet, der Leitnant dem Hauptmann, der Hauptmann dem Major, und der Major dem General. Und vom General is die Antwort ieber den Major, den Hauptmann, den Leitnant und den Unteroffizier dann zurieckkomme. So lang hot der Staller Alphons net mehr worte könne. Desch hot mich geworried, und den Staller Alphons auch.

Der Staller Alphons is ober keiner von die Dumme net gewest. Ich hob mir gedenkt: "Der werd sich schon helfe wiesse."

Und richtig, liebe Leser und Leserinnen. Kaum dass ich desch gedenkt hob, da tut doch der Staller Alphons uf eimol ufschreie, schmeisst sein Gewahr hinner seinen Rücken und fallt uf den Boden mit zugemochte Augen hin. Er wor ohnmächtig worde. So hen die anre Kavaleriste gedenkt und auch der Unteroffizier is von dieser Meinung gewest. Ich ober hob gleich gewiesst: "Der verstellt sich." Inside von mir hob ich den Staller Alphons admired, wie schen dass er sich jetzten rausschwindeln tut aus der langen inspection.

Und er is auch richtig rausgekomme. Kaum dass er "ohnmächtig" uf den Boden gesterzt wor, da hen ihn auch schon vier Kavaleriste gepackt, der Unteroffizier wor einer von ihne gewest, und die vier hen den Staller Alphons rausgeschleppt.

Ganz still und mit zugemochte Augen is er gewest, wie die vier ihn rausgeschleppt hen, und bei sich hot er gelacht und hot sich gedenkt: "Dank schen, meine Herrn, desch is service."

Er hot solle Gedanke ober noch net zuend gedenkt, da uf eimol hot er einen pail Wasser ins G'sicht bekomme, was weller pail ihn aus der tiefsten Ohnmacht rausreisse hätt können.

Wie ein Stier is der Staller Alphons da ufgesprunge. Sell hot er net expected. Gepusstet hot er und geblose und gefluchet, dass selbst der Unteroffizier zurieckspringe wor.

Nach einer Weil ober hot sich der Unteroffizier uf seine Autorität erinnert und hot ieber den Staller Alphons gebriellt:

"Marsch, zurieck in deine Reihe!"

Jetzten ober hot sich der Staller Alphons erinnert, von was weller Ursach er denn richtig "ohnmächtig" worde is. Kaum wie dass er sich erinnert hot, da is er auch fortgesprunge, und der Unteroffizier ihm noch.

Nochher ober hot der Unteroffizier nix net ieber ihn g'sogt. Er hot jo niemols net erfohre, vonwege was der Staller Alphons richtig fortgesprunge wor. Er hot nur gewiesst: Der Kerl muss seine Uniform change, vonwege weil er so nass net zur inspection gehn kann.

Mir ober, was mir seine Freind gewest sind und den Alphons gut gekennt hen, mir hen eine fiesse Freid an soller story g'hat. Der Staller Alphons hot niemols net geglieche, desch mir davon geredt und gelacht hen, vonwege weil er sich ieber den pail Wasser geärgret hot, was man ihm ins G'sicht gosse hot.

Sell is meine story, mit was weller story ich eich teache will: Tut's net liege und betriege, vonwege weil die Liegen kurze Beine hen und uns oftmols ein pail Wasser uf das verlogene Maul gegosse werd.

Mit sollen Worten griesst eich

Der Schusterseppel.

Abschied von der Welt

(Fortsetzung von Seite 14)

verzweifelten. Er richtete sie auf an Leib und Seele. Fütterte sie und entriss sie der Gefahr der Selbstzerstörung. Brachte sie in Verbindung mit der Kirche und Caritas und ebnete ihnen den Weg zu einem arbeitsfrohen Leben.

Trennung von der Welt! Sollte nicht jeder Christ darauf bedacht sein? Sollte nicht jeder langsam die Bande lösen, die ihn an sie fesseln, ehe die Beschwerden des Alters sie mit Gewalt zerschneiden? Wie schön ist doch die Freiwilligkeit in diesem Werk! Ich hab von einem Mann gehört, dem man die Zunge herausoperieren musste. Er nahm Abschied mit dem schönen Wort: Gelobt sei Jesus Christus. In der Schule haben wir gelesen von der alten Frau, die sich ihr Totenhemd nähte und bereit hielt für die letzte Stunde. Ich weiss von einem Grossvater, der sich lange vor dem Verscheiden den Sarg bringen liess und als Grabdenkmal den Guten Hirten. Stellte sie an der Tür seines Dachstübchens auf, konnte sie sehen, so oft er aus- und einging. Ich weiss von Eltern, die sich innig liebten. Liessen sich auf dem Friedhof ein Doppelgrab zurechtmachen mit Denkmal und Steineinfassung. Wollten wissen, wo sie einmal der Auferstehung entgegenschlummern sollten. O die Vertrautheit mit dem Sterben ist so schön.

Wie steht es nun mit DIR? Willst du nicht langsam das Fieber der Weltliebe dir aus den Knochen treiben? Bist vielleicht schon lange krank oder alt an Jahren. Stehst vielleicht schon mit einem Fuss im Grab. Gehst wie gebrochen auf Stock und Krücken einher. Denkst manchmal an die Grube, die einmal deinen Leib verschlingen wird und hörst bisweilen das Herabplumpsen schwerer Erdklumpen auf deinen Sarg. Solltest du da nicht langsam alle irdischen Fäden zerreissen, damit der Tod sie nicht mit Gewalt zerreissen muss?

Die Rosenkranzkönigin

Königin der Königinnen,
Deren Thron das Himmelszelt,
Du hast Gnaden auszuteilen
Wie kein Herrscher dieser Welt.

Und dein Haupt schmückt eine Krone,
Die wie keine andre hold;
Perlen weiss, Rubinen rote,
Im Verein mit reinstem Gold.

Keines Goldschmieds Hände haben
Solches Kleinod je gemacht
Und die Edelsteine holte
Noch kein Bergmann aus dem Schacht.

Denn die Perlen einzig finden
Sich nur in des Menschen Herz;
In der Freude, wie im Jubel
Und in unsagbarem Schmerz.

Und es formen fromme Hände
Sie zum Schmuck von höchstem Glanz,
Den sie dir als Krone bieten,
Reinste Frau im Rosenkranz.

Abendlied

Die linden Lüfte sind erwacht,
Sie säuseln und weben Tag und Nacht,
Sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun armes Herze, sei nicht bang,
Nun muss sich alles, alles wenden.

Uhland.

Marianischer Missionsverein

Der Marianische Missionsverein beginnt mit dem ersten Oktober ein neues Jahr. Jetzt ist es an der Zeit, die Vereinsgelder einzuzahlen. Was mit diesen Geldern gemacht wird, das wissen unsere Mitglieder ja: Sie werden verwendet für die Erziehung junger Oblatenmissionare, die einst das heilige Evangelium allen jenen verkünden werden, die es noch nicht kennen.

Wichtiger als die Vereinsgelder sind uns Oblatenpriestern aber die Gebete und die Opfer, die die Mitglieder des Missionsvereins dem lieben Gott in der Meinung der Oblatenmissionen bringen.

Der Marianische Missionsverein ist der unoffizielle dritte Orden der Oblatengenossenschaft. An allen Ablässen und Verdiensten der Oblaten nehmen auch die Mitglieder des Missionsvereins teil. Sie sind ja auch Oblatenarbeiter im Weinberge des Herrn. Sie helfen uns arbeiten und kämpfen gegen die Finsternisse alten und modernen Heidentums.

Eine Farmersfrau zeigte dem Direktor des Missionsvereins ganz stolz sechs Bescheinigungen für Heidenkinder, die sie gekauft. Sie erzählte, wie sehr sie sich darauf freue, diese Kinder, die sie durch ihr Opfer gerettet, einmal im Himmel zu treffen.

Solch eine Vorfreude lebt in jedem Priesterherzen. Nicht nur dort aber sollte sie wohnen: Jeder von uns sollte sich vornehmen, nicht allein in der Ewigkeit vor Gott zu treten. Wie wirst du deinen Entschluss, für die Missionen zu arbeiten, segnen, wenn du in der Ewigkeit erscheinst und deinem Gotte mit leiser, hoffender Freude sagen kannst: "Hier, Herr, in einer Hand halte ich meine Sünden. Du kennst sie. An der anderen Hand aber halte ich die Seelen, die ich mit deiner Gnade und durch meine kleinen Missionsopfer für Dich gerettet habe."

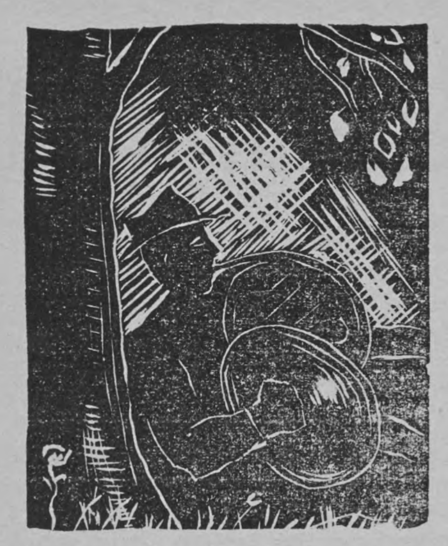
Hast du schon einmal in diesem Sinne an deine Ewigkeit gedacht? Für Gott kann man nie genug tun, das wissen wir. Gott hat für uns übergenug getan — und Er wird noch übergenug tun müssen, wenn es an das Verzeihen unserer Sünden kommt!

Barmherzigkeit wird jeder bei Gott finden, der sie sucht. Aber, sollen wir denn wirklich ganz als Bettler kommen? Könnten wir wohl sagen: "Ich habe Dich geliebt, o Herr", wenn wir ganz mit leeren Händen vor Ihn treten? Und wenn wir sehen, wie so viele neben uns stehen, da eine Mutter, die ihren Sohn oder gar Söhne dem Priestertum gegeben, da ein Vater, der ein gutes, frommes Ordensschwesterchen neben sich stehen hat — seine Tochter, hier wieder jemand, der so und so vielen Armen geholfen und dort, inmitten von Priestern und schwarzen und gelben Christen, ein einfaches Frauchen, das selbst nie die Freuden des Familienlebens gekostet, dem niemand "Mutter" zurief, das aber durch eifrige Arbeit für die Missionen so und so viele Priester zu erziehen half und so und so vielen Heiden den Weg zu Gott erleichtern konnte.

Würdest du in dieser Stunde nicht betrübt auf deine leeren Hände schauen? Und daran denken, wie unklug du gehandelt hast, als du Geld ausgabst für Dinge, die du nicht mitnehmen konntest in die Ewigkeit? Und dass du auf Erden Stunden verlebt hast, die am Tage des Gerichtes nicht für dich sprechen können? Die anderen waren klüger. Was immer sie opferten und beteten für gute Werke, alles das ist ihnen nachgefolgt ins Land der Ewigkeit.

Es ist uns allen eine schöne Gelegenheit gegeben, für unsere Seele und für die Seelen anderer vorzusorgen: Tritt dem Marianischen Missionsverein bei. Hilf im grossen Missionswerke der Oblaten. Hilf Priester erziehen und Seelen retten. Die Opfer, die du als Mitglied des Vereins auf dich nimmst, sind sehr sehr klein. Unermessbar aber sind die Verdienste.

Schreibe an den Direktor des Marianischen Missionsvereins. Werbe neue Mitglieder, hilf, dass der Verein mehr und mehr wachse zur Ehre Gottes, zur Rettung der Seelen und zum Segen deines eigenen Herzens.



Der Sohn der Hagar

Roman von Paul Keller

(Fortsetzung)

Für einen Augenblick überkam ihn Sehnsucht, in dieses kleine Haus einzutreten, die Hoffnung, er würde dort drinnen geborgen sein, und viel Kummer würde von ihm abfallen, wenn er über diese Schwelle träte.

Er wandte sich ab. Er hatte kein Recht, da hinein zu gehen, er hatte nicht einmal das Recht, durchs Fenster zu schauen.

Auf der Strasse verabschiedete er sich von seinem Kameraden und ging langsam heim.

Das Glück der beiden Alten beschäftigte seinen Sinn. Warum war ihre Liebe so ewig, ihr Glück so beständig, ihr Alter so heiter?

War das nur ihr eigen Verdienst? Oder war es nicht die Himmelsgunst, dass zwei Menschen sich gefunden hatten, die ganz zueinander passten? Freude zur Freude, Helles zu Hellem?

Da wurde er traurig. Was war er für ein schwermütiger Mensch, immer auf der Suche nach dem Trüben, ohne die Siegesgewissheit glücklicher Fügungen, immer voll Klagen und heimgesucht von vielen Schmerzen. Und die Lore, das Sonnenkind, das ewig lachende Mädchen, für die Fröhlichkeit und leichter Sinn nötig waren wie für ein Fischlein das sprudelnde Wasser im Bach!

Er und sie könnten kein so glückliches Paar geben wie die beiden Alten. Ihre späten Tage würden keine jungen Liebeslieder mehr kennen.

Der Brief knisterte in seiner Tasche.

Der, von dem er kam, war fröhlicher als er — Sollte er den beiden das Glück gönnen, dadurch seine Liebe beweisen, dass er das schwerste, das einzige uneigennützige Liebesopfer brachte, den Verzicht?

Sein Herz schlug ein paar Mal hoch auf, dann war der Gedanke vorbei.

Nein, er wollte sie haben!

* * *

Zwölftes Kapitel

Peterle hatte seinen Aufsatz über "Die Leiden und Freuden des Winters" geschrieben. Alle Buben im Deutschen Reich schrieben im Dezember Aufsätze über "Die Leiden und Freuden des Winters". Peterle war auf seine Dichtung sehr stolz und trug das Diarium zu seinem Freunde, dem alten Gottlieb Peuker, der in seiner kleinen Stube im Hinterhause der Hartmannschen Besitzung mit der Tabakspfeife am Tische sass.

Gottlieb setzte die Brille auf und besah das Aufsatzheft. "Ziemlich gut bis auf die liederliche Schrift!" las er ab. "Ach, Vater Gottlieb, das is ja die Zensur vom vorigen: Das Leben eine Wanderung."

"Das is a hübsches Thema", sagte Gottlieb nicht ohne Sarkasmus. "Gerade was Neues is es ja nich. Na siehste, ich kenn' das! Und schön geschrieben hast ja wirklich nich."

"Gib mir amal das Heft her, Vater Gottlieb, ich werd' dir mein'n neuen Aufsatz lieber vorlesen."

Er setzte sich breit an den Tisch, hustete dreimal und begann: "Die Leiden und Freuden des Winters. Der Winter is eine schlechte Zeit."

"Nee, nee", sagte Gottlieb, "das is nich wahr. Die Ernte is viel schlechter."

"Das hat aber der Lehrer gesagt", verteidigte sich Peterle und las weiter: "Der Winter ist eine schlechte Zeit. Er beginnt am 21. Dezember."

"Warum is denn nu das grade so 'ne Schlechtigkeit vom Winter, dass a am 21. Dezember beginnt?" erkundigte sich Gottlieb.

Peterle sah ihn missmutig an.

"Nu, wenn a doch amal am 21. Dezember anfängt. Das macht a doch! Und schlecht is a einmal. Lass mich ock lesen! Am 21. Dezember. Auf dem Felde erfrieren die Hasen und die Rehe, und der Fuchs geht auf Raub aus."

"Peterle", warf Gottlieb dazwischen, "haste schon amal 'n erfrorenen Hasen gesehen? Nich? Ich hab' schon zwei Stück gesehen. Und lebendige hab' ich aber mehr gesehen. Viel mehr! Und haste schon amal 'n Fuchs auf Raub ausgehen sehen? Nich? Ich auch nich! Bei uns gibt's ja gar keene Füchse."

"Aber wenn's doch nu amal anderswo welche gibt! Lass mich ock lesen! Der Schnee liegt höher als ein Haus, und das arme Mütterchen sucht Holz im Walde."

'Was für a armes Mütterchen?"
"Nu, halt a armes Mütterchen."
"Wenn die ock nich etwa gar in dem haushohen Schnee stecken bleibt. Sowas sollte das alte Weib lieber nich riskieren."
"Vater Gottlieb, du bist aber — Na, lass mich ock lesen! Die arme Leute frieren in den Stuben und haben nichts zu essen."
"Na, lange werden das die armen Leute aber nich aushalten. Da is bloss gutt, dass ich und du so reiche Kerle sind. Da frieren wir doch nich und haben auch was zu essen."
"Gottlieb, wenn du so bist, da — da mag ich überhaupt nich mehr."
"Nu, ich kann doch nich dafür, dass wir reich sind. Na, da lies ock weiter! Jetzt kommen wohl die Freuden des Winters dran?"
Peterle sagte mit knurriger Stimme:
"Nee, noch ein Leiden! Wenn Eiszapfen am Dache hängen, dann fallen sie unachtbaren Kindern auf den Kopf."
Er machte eine Pause, weil er wieder einen Einwurf erwartet, aber Gottlieb nickte nur ernsthaft mit dem Kopfe, als wollte er sagen: "Ja, ja, diese Eiszapfen! Sie sind eine Landplage!"
"Der Winter hat aber auch seine Freuden. Die Kinder laufen Schlittschuh!"
"Ach, fährst du jetzt auch Schlittschuh?"
"Nee, ich hab' ja gar keene. Aber andere Kinder laufen Schlittschuh. Lass mich ock lesen! Und manche fahren lustig auf dem kleinen Handschlitten."
"Da haste auch keenen?" fragte Gottlieb.
Peterle schüttelte den Kopf.
"Der Schnee ist wie ein Leichentuch. Nee, verflixt, das passt nich zu a Freuden. Das passt bloss vornehin zu a Leiden. Da wär' ich Leichentuch ausstreichen und Brautkleid darüber schreiben. Das is alles dasselbe. Wie ein Brautkleid! Der liebe Niklas bring schöne Geschenke. Und am schönsten ist das heilige Weihnachtsfest. Fertig!"
"Nu ja, ja", sagte Gottlieb. "Voriges Jahr haste ja nischt zu Weihnachten gekriegt. Aber du kannst's ja schreiben. 's is a recht hübscher Aufsatz. Ich tät'n ja anders machen."
"Du?" fragte Peterle abfällig. "Wie kannst du ihn denn machen, wenn du alles gar nich mit in der Schule angehört hast?"
"Nu, ich werd' mal probieren. Ich werd' mal denken, ich bin der Peterle und mach' 'n Aufsatz. Wenn bloss das Schreiben nich wär', ich kann noch schlechter als du!"
Gottlieb Peuker suchte unter dem Kleiderschrank ein Titenfläschchen und eine Feder hervor, prüfte die arg verrostete lange auf seinem Daumennagel, nahm endlich einen Briefbogen aus der Tischschublade und fing an zu schreiben. Er stöhnte ein paarmal leise dabei, und die Feder kratzte jämmerlich, aber es lag ein schöner Zug auf dem Gesichte des alten Schreibers. Peterle las indessen in einem Buch über den Krieg von 1864. Es dauerte etwa eine halbe Stunde, dann sagte Gottlieb:
"Nu werd' ich dir meinen Aufsatz vorlesen. Die Leiden und Freuden des Winters, Aufsatz von Peterle."
"Der Winter ist nicht sehr schön, weil ich lieber barfuss gehe als in schweren Holzlatschen. In Holzlatschen kann man nicht schnell rennen. Mein Vater geht im Winter in die Fabrik, aber die Mutter verdient weniger. Da können wir bloss Sonntags Fleisch essen. Und Wurst gibt es gar nicht. Im Sommer ist die Kost besser. Sonst gibt es nicht viel Leiden in Teichau. Bloss die alte Pätzolden hat es schlecht, weil sie Botenfrau ist, und der Briefträger und der Wilke-Bauer, der immer die Gicht kriegt. Ich muss mich auch immer sehr wurmen, weil ich keinen Schlitten und keine Schlittschuhe habe. Wenn ich die 1 Mk. 50 Pfg., die ich gespart hatte, weil ich im Sommer immer auf Arbeit gehe, nicht hätte auf ein Halstüchel gebraucht, da hätt' ich Schlittschuhe und es wär' eine Freude des Winters. Der Winter hat auch seine Freuden. Ich stehe erst um halb 8 Uhr auf. Das passt mir. Und ich schmeiss' alle Jungen und Mädel mit Schnee. Das passt mir auch. Der Kaufmann freut sich, weil er viel Petroleum verkauft. Mein Freund, der alte Gottlieb Peuker, freut sich auch, weil er nichts zu tun hat und immerzu Pfeife rauchen kann. Alle Leute sind im Warmen, sogar die im Gemeindehause. Alle haben zu essen. Es ist eine Freude des Winters, dass wir den Herrn Dr. Friedlieb haben. Und der Hund freut sich, weil er am Ofen liegt. Das Feld freut sich, weil es nicht gepflügt und nicht gekratzt und nicht gewalzt und nicht geschnitten wird. Aber dem Felde sieht man die Freude nicht an, man kann sich's bloss denken. Die Hasen freuen sich nicht sehr. Das is, weil sie Faulpelze und Dummriane sind. Zu Weihnachten haben wir keine Schule. Da freuen wir uns mächtig darüber."
"Fertig!" schloss Gottlieb. "Was meinste zu meinem Aufsatz?"
Peterle starrte ihn an. Vor Erstaunen hatte er keinen Einspruch gewagt. Jetzt raffte er sich auf:
"Keile tät'ste kriegen", sagte er, "Uebergebuckt würd'st du! Zeig' amal her!"
Gottlieb reichte ihm den Briefbogen. Da las Peterle und stiess viele Schreie jubelnden Entsetzens aus und nahm Gottliebs Feder und fing an anzustreichen. Am Schluss holte er tief Atem.
"35 Fehler ohne die Komma", sagte er. "Ungenügend! Liederlich! Nachsitzen! Noch einmal! Strafe!"
Gottlieb lächelte verlegen.
"'s is noch nich alles", sagte er. "Du musst amal a Bogen umdrehen."
Da wandte Peterle das Papier und las noch:
"Eine sehr grosse Freude des Winters ist es, wenn der alte Gottlieb einen Aufsatz schreibt und so viel Fehler macht, dass man sich halbtot

lachen muss. Und dann ist es auch eine grosse Freude des Winters, dass mir der Gottlieb zu Weihnachten ein Paar Schlittschuhe kauft und mir morgen im Holzschuppen einen kleinen Schlitten macht."

Peterle wurde blass vor Schreck.

"Das is ja nich wahr —"

"Nu, hast du's nich schriftlich? Da wird's doch wahr sein."

"Ein Paar Schlittschuh! Einen Schlitten! Da muss ich heim!"

Er machte drei wilde Freudensprünge, nahm das Papier und raste davon. Aber er kam bald wieder und guckte verlegen zur Tür herein.

"Gelt, Gottlieb, du bist doch nich böse, weil ich das von den 35 Fehlern gesagt hab'?"

"Nee, nee, Peterle, die uff der zweiten Seite haste ja nich mitgerechnet."

* * *

Nun war Gottlieb allein. Er sah wehmütig nach der Tür, hinter der Peterle verschwunden war, und dachte bei sich: Da ist mir nun auch eine Freude des Winters davongerannt.

Es kamen Schritte auf seine Tür zu. Frau Hartmann trat ein. Sie war eine Frau von kaum fünfzig Jahren, sah aber älter aus. Alles an dieser Frau war streng. Die Haare schnurgrade gescheitelt und zu beiden Seiten glatt weggekämmt. Die Augen glühend, immer mit einem kleinen Misstrauen im Blick, die Nase scharf, der schmallippige Mund an den Ecken leicht nach unten gezogen, die hagere Figur ohne jeglichen Reiz. Die Kleider geschmacklos, ohne irgendeinen kleinen, freundlichen Schmuck, aber peinlich ordentlich und sauber.

"Ein Leiden des Winters", dachte Gottlieb, als sie eintrat.

Sie war heute erregter als sonst, das Gesicht gerötet und das Polizistenhafte im Blick war einer weiblichen Angst gewichen.

"Gottlieb, ich hab' einen Brief gekriegt—der Junge, der Berthold — hat — hat —"

"Was hat er?"

Sie reichte ihm den Brief, und Gottlieb las:

"Liebe Mutter, ich bin sehr froh und glücklich, denn ich habe einen Herzfehler und da komm' ich vom Militär los. Morgen muss ich bloss noch vom Oberstabsarzt untersucht werden, dann komm' ich abends 9 Uhr 30 mit der Eisenbahn an, und Du kannst mich abholen lassen. Krawutschke II hat mich durchgeprügelt, weil er nicht auch einen Herzfehler hat. Das macht der Neid. Und ich grüsse Euch alle und am meisten die Lore.

Dein Sohn Berthold."

"Ist das nicht schrecklich?,"

"Och nee, er is ja sehr fidel dabei —"

"Ja, weil er's nicht versteht. So ein Kind! Ach Gott, so a Kummer! Mit 'm Herzen das is doch sehr schlimm!"

"Nu, ja, ja!"

"Gottlieb, du bist ja alt und erfahren. Denkste denn, 's kann was Gefährliches sein? Sie würden ihn doch sonst nicht vom Militär entlassen."

"Nu, 's Militär is halt vorsichtig. Sie denken, eh' was passiert, is besser, sie schicken ihn heim. 's wird wahrscheinlich beim Militär ohne a Berthold ooch gehn."

Sie überhörte den kleinen Spott, schlug die Hände zusammen und jammerte. Die Angst um den verzärtelten Liebling sprach aus ihrem Gesicht. Endlich sagte sie:

"Gottlieb, du musst'n heute von der Bahn holen."

"Ich? Nee, ich nich! Erstens fahr' ich nich mehr gern in der Nacht, und dann muss ich doch um zehne uff die Natchwache ziehn."

"Das is egal. Um halb 11 biste ja wieder zurück. Da kommste noch lange uff die Wache zurecht. Du musst fahr'n."

"Aber warum denn ich? Da kann doch der Robert fahr'n."

Ihr Gesicht wurde finster.

"Der darf a Berthold nicht holen. Der würd' ihm a schönes Gesicht zeigen, denn er wird's doch gleich merken, dass a jetzt übrig is."

"Was? Der Robert? Uebrig? A soll fort?"

"Ja! Sobald als möglich! Wenn der Berthold wieder da is, brauchen wir ihn nich, und dann — a is mir überhaupt zuwider."

"Also — also einfach nausschmeissen?"

Gottlieb fing an leise zu zittern.

"Was heisst rausschmeissen! Wir brauchen ihn nich mehr, und da werden wir ihm zum 1. Januar kündigen."

Gottlieb ging durch die Stube und blieb vor der Frau stehen. In seine gutmütigen Augen trat Hass.

'Nu ja, ja — kündigen! Da muss a dann am 1. April gehen. Da kann a mir gerade noch räumen helfen."

"Räumen? Dir? Willst du denn ausziehen?"

"Ja! Zum April bin ich siebzig, da krieg' ich meine Altersrente, a paar Pfennige hab' ich mir erspart, Nachtwächter und Totengräber kann ich ja bleiben, na, da wird's schon gehen. Ich werd' amal a alten Hellmich fragen, ob der nich a Stübl für mich übrig hat."

"Gottlieb!"

"Warum schrei'n Sie denn so, Frau Hartmann! Warum soll ich denn nich zu a alten Hellmichleuten ziehn? Das sind die bravsten Leute im ganzen Dorfe."

"Zu den — gerade zu den —"

Gottliebs Gesicht wurde bitter ernst.

"Haben sie Ihnen was getan, Frau Hartmann! Ich glaube nich. Eher sind Sie ihn'n was schuldig — die Tochter."

"Gottlieb, das verbitt' ich mir! Sollt' ich's — sollt' ich's etwa damals dulden, dass so ein freches Frauenzimmer im Hause —"

"Ruhig!"

Der Alte brüllte auf und hob die Hand hoch. Aber er beruhigte sich schnell.

"Schimpfen Sie ruhig — Sie schimpfen ja immer! Aber was Sie damals hätten tun müssen, das will ich Ihn'n endlich a mal sagen. 's is traurig genug, das a alter Mann sowas einer Frau sagen muss. Als Sie's wussten, wie's um die Hellmich Martha stand, da hätten Sie 'm reichen Hartmann-Sohn absagen müssen: Heirat' das Mädel, zu dem du gehörst. Ja, das — das — das!"

Das Weib lachte spöttisch.

"Er konnte ja — er hatte ja die Wahl."

"O ja! Und gewählt hatte er ja auch schon! Aber Sie klimperten halt zu laut mit Ihrem Geldsack, und da macht' a 'ne Dummheit und nahm Sie!"

Darüber wurde sie rasend.

"Gottlieb, du bist ein alter, frecher, frecher Lump; du bist —"

"Sagen Sie wenigstens 'Sie' zu mir, Frau Hartmann. Ich bin jetzt siebzig, da kommt man in das Alter, wo man gesiezt werden kann. Und von Ihn'n kann ich das 'Du' nich mehr hör'n."

Sie sprang vom Stuhle auf und wollte hinaus. Aber sie blieb doch stehen. Leute gibt es mit stumpfem, schlechten Gewissen, die an Geisselhieben von Zeit zu Zeit ein halbes Wohlgefallen haben.

"Als wenn ich schuld wäre — als wenn ich schuld wäre", sagte sie mit nervösem Lachen.

"Sie sind an vielem schuld, Frau Hartmann, an viel mehr, als Sie denken. Zum Beispiel: den richtigen Erben vom Hartmannschen Vermögen haben Sie hinausgedrängt —"

"Du bist wohl verrückt?"

"Sagen Sie 'Sie', Frau Hartmann! Und verrückt bin ich nich, wenigstens nich sehr. Sehn Sie, ich weiss ganz gut, a uneheliches Kindel gilt nischt. Hauptsächlich wenn die Mutter arm is, da gilt's gar nischt. Suchen Sie 's ganze Land ab: in jedem Dorfe hat's 'ne Kirche. Müsste man denken, in jedem Dorfe wohnen christliche Leute. Das is aber nich wahr! Denn es gibt überall verlassene Kindel, und das is eine Schande, die zum Himmel schreit. Und was sagen selbst die Leute, die sich recht christlich vorkommen, wenn amal a reiches Bürschel a armes Mädel unglücklich gemacht hat? 'Gib ihr halt jede Woche 'n Taler, dass sie nich verhungert, und heirat' dir a reiches Mädel, da kommt's wieder raus.' Seh'n Sie, Frau Hartmann, das sind Lumpen, und wenn ich a Herrgott recht versteh', wird der mit dem Taler wohl nicht zufrieden sein. Wird's ihnen schon anstreichen, denen, die's tun, und denen, die's verteidigen. Wenn ich Geistlicher wär', ich tät keine Ehe einsegnen von einem, der a andres Mädel mit einem Kinde im Stiche lässt. Denn a Kind is was Heiliges, und es hat a Recht, was sich mit Geld nich ablösen lässt."

Frau Hartmann versuchte zu lachen.

"Von dir is man solche konfuse Predigten schon gewöhnt."

"'ne Predigt is das nich, Frau Hartmann. Zum Predigen bin ich viel zu dumm. Aber man denkt sich so manches, wenn man tage- und jahrelang hinterm Pflug hergeht."

"Das möcht' ja 'ne schöne Wirtschaft werden, wenn jeder junge Kerl, der sich amal mit einem leichtsinngen Mädel vergisst, die dann heiraten müsst'."

"Soll sich's vorher überlegen! Soll lieber 'ne Scheune anzünden oder 'n Meineid leisten, als so was tun. So a Kindel in die Welt setzen, um das a sich nich kümmern kann! Und wenn's doch passiert is, wir sind ja alle schwache Menschen, wenn der dann das Mädel nich heiraten kann aus irgendeinem Grunde — Armut is aber kein Grund —, also wenn a 's nich kann, dann soll a sich doch sein ganzes Leben lang um das Kindel kümmern, als wenn's sein eheliches Kindel wär'! Soll's nich rumlaufen lassen wie a verlorenes Schaf, soll ihm a Weg durchs Leben und a Weg zum Herrgott zeigen."

Der alte Mann zitterte, und die Frau liess ein wenig den Kopf sinken, aber dann lachte sie doch wieder kurz und trotzig auf.

"Lieber 'ne Scheune anzünden oder 'n Meineid leisten; du bist ja a feiner Heiliger."

"Nu, Frau Hartmann, Sie könn' mir's ruhig glauben, dass ich noch keine Scheune angezünd't und auch noch kein' Meineid geleistet hab'. Das war bloss so gleichnisweise gesagt. Ich meinte bloss, so einer, der a Kindel im Stiche lässt, der is noch schlechter wie a Anzünder und wie a Meineidiger. Denn eine Scheune, die kost' vielleicht a paar tausend Taler, und a Meineid, der kost' vielleicht 'n Unschuldigen 's Gefängnis, aber a schlechter Vater kostet seinem Kinde alles. Das Leben! Und vielleicht noch mehr!"

"So schlecht denkst du also von deinem Herrn?"

"A hat's nich richtig erfasst. A war damals a junger unverständiger Mensch, a hat's halt damals gemacht, wie's so gang und gäbe is. Aber wenn er's jetzt gutmachen könnte, da tät' er's. Mit 'm Herrn Hartmann hab' ich nischt, gar nischt."

Sie sah ihn lauernd und misstrauisch an. Gottlieb fuhr gleich fort:

"Der Herr Hartmann is a ganz guter Mensch. Es mach ihm schweren Kummer im stillen, dass das damals so gekommen is."

Leidenschaftlich fuhr die Frau auf.

"Du denkst wohl, dass es ihm leid tut, dass a mich —"

"Es tut ihm leid, dass die alten Hellmichleute noch immer umsonst auf eine Nachricht von ihrer Tochter passen. Haben Sie denn das noch nicht bedacht, Frau Hartmann? Haben Sie sich noch nich bedacht, dass die Martha zugrunde gegangen sein muss, da doch gar keine Nachricht kommt—"

Tränen schossen dem alten Gottlieb in die Augen.

Die Frau wandte sich ab. Gottlieb wagte das Aeusserste: "Und sehn Sie, der Winter Robert, das is ja auch so a armer Kerl, der in der Welt

rumirrt wie a verlorenes Schaf. Das is ja auch einer, der niemanden hat, der froh is, dass a amal a festes Dach über Koppe hat. Und wenn da der Herr Hartmann amal a gutes Werk tun will, da sollten Sie's ihn tun lassen."

Frau Hartmann wandte sich rasch um und sah Gottlieb scharf in die Augen.

"Ich weiss Bescheid", sagte sie und ging hinaus.

* * *

Dreizehntes Kapitel

Das alte Jahr starb dahin. Nicht in schwerem Todeskampf, in stumpfer Agonie ging es seinem Ende entgegen. Die Augen verschleiert von schweren Wolkenschatten, die Glieder in regloser Starre, kaum dass ein leises Wimmern klang aus tiefen Gründen. Vom dunklen Kirchturm klang das Läuten zur Jahresschlussandacht, das Glöcklein des Priesters, der dem sterbenden Jahre einen letzten Segen spenden will.

Da kamen von den Berghängen, von einsamen Wiesenhöfen her, aus dunklen Toren heraus die Menschen und gingen schweigend und mit bedrücktem Herzen dem Klange der Glocken nach. Sie gingen leise, wie man leise geht durch ein Sterbehaus, und wenn sie von dem alten, todgeweihten Jahr sprachen, von seinen Fehlern und von seinen Vorzügen, dann taten sie es mit gedämpfter Stimme.

Einer ging nicht zur Kirche, einer hörte nicht die mahnende Frage des Priesters: "Wer hält heute die letzte Silvesterfeier auf dieser Erde?"

Das war Hartmann. Er sass zu Hause.

Ein Schlagfluss hatte seine linke Seite getroffen noch vor Weihnacht. Zwei Tage lang hatten die Seinen um ihn gebangt, dann war der Tod an ihm vorbeigegangen.

Nun sass er im Lehnstuhl, und an seiner Seite standen seine Tochter Christel und sein alter Freund Gottlieb.

Die anderen waren alle in der Kirche.

Und auch Hartmann hielt Silvester.

Vor ihm auf dem Tische lagen Feder und Papier.

Nach der Feder griff er und schrieb, während seine Tochter und sein alter Freund ihm mit feuchten Augen zuschauten, mit der ungelähmten rechten Hand auf den weissen Bogen:

"Im Angesichte Gottes und in Gegenwart meiner Tochter Christine Hartmann und des Gottlieb Peuker bekenne ich, dass Robert Hellmich, der sich Robert Winter nennt und jetzt bei mir in Dienst ist, mein leiblicher Sohn ist. Ich bitte allen ab, denen ich Unrecht getan habe, am meisten Martha Hellmichs Eltern, und ich bestimme, dass Robert Hellmich nach meinem Tode aus meinem Vermögen fünfzehntausend Mark erhält. Alles andere bekommen meine Frau und meine Kinder Berthold und Christine zu gleichen Teilen. Ich segne alle meine Kinder, auch den Robert, der keinen Hass mehr auf seinen Vater haben soll, und ich bitte Gott, dass er uns allen gnädig sei."

Darunter schrieb Hartmann Ort, Datum und Namen, und auch Gottlieb Peuker und Christine Hartmann unterschrieben das Testament.

Christel nahm den Bogen Papier an sich, und dann hielt sie mit dem alten Gottlieb Wache bei dem Kranken.

Auf dem Gesichte Hartmanns lag ein Hauch des Friedens. Langsam stieg eine Röte in seine Stirn und ein Glanz in seine Augen.

Nun er eine mutige, gute Tat vollbracht, würde es nicht so schwer sein, den Schritt zu tun ins andere unbekannte Land. — —

Die Kirchgänger kamen heim, die Abendmahlzeit ging vorüber. Da verlangte Hartmann, dass alle zu ihm in die Stube kämen und einen Silvesterpunsch tränken. Ja, er wollte, sie sollten lustig sein.

Aber sie wurden nicht lustig. Es war nicht allein die Gegenwart des Kranken, die sie drückte — Hartmann ging es verhältnismässig gut —, aber sie sahen alle mit bangen Augen ins neue Jahr.

Die stolze, kalte Frau hatte das Schicksal mit rauher Hand angefasst. Ihren Mann hatte sie wohl nie geliebt. Ihr Herz war zu hart für Frauenliebe. Aber es hatte doch eine weiche Stelle. Sie liebte den Sohn. Die Tochter war ihrer Seele fremd geblieben in ihrer Art. Den Sohn, der gar keine Eigenart hatte, der hilflos ihr immer anheimgegeben war, den liebte sie.

Nun hatte sie schweren Kummer. Als ihr Dr. Friedlieb nicht die ganze Wahrheit über Berthold enthüllen wollte, war sie mit ihm nach der Stadt gefahren, und ein alter, rücksichtsloser Sanitätsrat hatte ihr gesagt:

"Liebe Frau, Schonung, Diät und Digitalis, so hält's noch ein paar Jahre. Eine Gesundung gibt es in diesem Falle nicht."

So lebte sie neben einem zum Tode verurteilten Kinde, und da ihr Herz nie etwas von einer Ergebung in einen höheren Willen gewusst hatte, war es ohne Trost und ganz voll Zorn und Angst.

Berthold wusste nichts von seinem Schicksal, aber er war nicht heiter, weil Lore nicht mit ihm scherzen wollte.

Und wie er klammerte auch Robert Winter all seine Zukunftshoffnungen an das schöne Mädchen und war voll Sorgen.

Die Friedlichsten im Kreise waren Gottlieb und Christel. Ihre Seelen hatten keine heissen Wünsche und angstvollen Fragen ans neue Jahr.

Die Lore aber — die Lore — —

Mit blassem Gesicht ging sie einher, mit verängstigten Augen; sie erschrak, wenn sie jemand unvermutet ansprach, und wenn sie lachen wollte, war es wie ein Klang von zersprungenem Glas.

Und als das Blut so schwer in ihr auf- und niederging und eine Hitze sie überfiel, dass sie es nicht aushielt, ging sie vors Haus in die kalte Silvesterluft und starrte den dunklen Weg entlang, der nach der Stadt führte.

* * *

Siehe, die Kränze welken alle. Wenn ein König einzieht durchs geschmückte Tor, sind die Rosen schon welk, und wenn das kurze Fest aus ist, fallen sie auf den Schutt. Die Dichter hängen grüne Lorbeerkränze in ihre Stube. Aber gar bald spielt der leise Windhauch, der durch geöffnete Fenster dringt, mit dürren Blättern, und so dürr wurde auch die grüne Begeisterung des Abends, an dem der Dichter den Kranz bekam. An Altären und Kirchenmauern welken die Kränze, und von den Gräbern verweht sie am Ende der Wind wie trockene Spreu. Selbst in den Kinderhänden sind die Kränze nicht bleibend; im kühlen Abendrot frieren sie auf verlassenen Spielplätzen. Das ist Blumen- und Menschengeschick.

Aber die Menschen trauern nicht lange um schnell vergängliche Blüten. Sie suchen einen neuen Garten, einen neuen Anger und winden einen neuen Kranz.

Der eine aber ist nur einmal grün.

Den flicht Gott selbst mit seinen heiligen Händen aus zarten Blättlein und weissen Blüten, die er im stillen, umhegten Winkel seines Paradieses pflückt, und legt ihn dem Menschenkinde, das in die Welt reist, um die Stirn. In stillen Stunden sieht der Mensch diesen Kranz, und ein weltfremder Duft aus dem fernen, blühenden Garten unserer Sehnsucht dringt in seine Seele.

Die Mutter sieht den Kranz auf der Stirn des Kindes, wenn es lächelnd und rosig im Bettlein schläft.

Der Kinderfreund sieht ihn, der an einem Spielplatz stehen bleibt, wenn die Locken der jauchzenden Mädchen sich lösen, die Hüte von den Köpfen gefallen, die bunten Schleifen verlorengegangen sind, sieht den grünen Kranz mit den weissen Blüten fest auf den kinderseligen Häuptern ruhen.

Der Jüngling sieht ihn und atmet beglückt seinen Duft, wenn er sich gläubig und vertrauend zum ersten Kuss auf die weisse Stirn der Geliebten neigt.

Die arme, alte Jungfer fühlt ihn wie eine Krone und beugt sich lächelnd zu ihrer bescheidenen Arbeit, wie ein heimlich Königskind, das dient.

Die Nonne sieht ihn, wenn sie Totenwache hält bei der Schwester, die mit weissem Gesicht in der schwarzen Truhe liegt.

* * *

Diesen Kranz hatte Lore nicht mehr.

So manch einer wird er gestohlen.

So vielen reisst ihn der rauhe Sturm des Lebens vom Kopf.

So manchen verwelkt er unter der Glut der klopfenden Adern.

So viele, viele verlieren ihn um nichts, weil sie ihn nicht kennen; denn wenn sie ihn wirklich kennten, gäben sie ihn nicht her.

Und einige vertändelten ihn.

Lore hatte ihn vertändelt.

Nun fuhr der Winterwind über ihren blossen Kopf, und sie fror.

Nun wartete sie wie alle, dass der, der sie beraubt, kommen und sie schützen würde gegen den Frost, ihren Scheitel nicht leer lassen, sondern ihr aus friedlichen Palmenzweigen eine Frauen- und Mutterkrone flechten würde. —

Eine qualvolle, schlaflose Silvesternacht verging.

Am Morgen harrte Lore auf einen tröstenden Brief. Aber sie bekam nur eine Karte, darauf stand mit bunten Buchstaben gedruckt:

"Die besten Wünsche zum neuen Jahre!"

* * *

Vierzehntes Kapitel

Es war im Februar. Die Luft war feucht und frühlingswarm. Der Himmel hing voll Regen. Der Abend brach an.

Lore ging langsam durch die Pappelallee, die von der Stadt herkam. Zweimal blieb sie stehen, wandte sich um und ging ein paar Schritt zurück auf die Stadt zu.

Ach, es war zwecklos. Er war doch nicht zu Hause. Fünfmal war sie in seiner Wohnung gewesen. Ganz vergebens.

Hatte er es geahnt, dass sie kommen würde, war er absichtlich fortgegangen?

Nach Teichau kam er nicht mehr.

(Fortsetzung folgt)

MARIENBOTE

★ ★ ★ *The Catholic Family Monthly* ★ ★ ★

Vol. XIII. October, 1944. No. 1.

CONTENTS

Seasonal Thoughts 27

Our Changing World 28
by J. Walliser, O.M.I.

Is the Church Old-fashioned? ..30
by G. Walliser, O.M.I.

Perfume in Paddle Valley 32
by John Patrick Gillese.

Scholastic's Letter 35

The J.O.C. Movement 36
by V. M. Villeneuve, O.M.I.

The Medical Corner 38
by Dr. J. H. Schropp, M.D., C.M., L.M.C.C.

It May Interest You 38

The Question Box 39

Have You Heard These? 40

The Marienbote is edited and published monthly with episcopal approbation by the Oblate Fathers of St. Mary's Province at the Marian Press, 922-24 Victoria Avenue, Regina, Sask. Subscription: $1.00 a year.

Between You and Me . . .

★ Another anniversary of the Marienbote has been reached and commemorated. A glance over the past twelve years has shown a slow yet steady growth. The economic depression of the early thirties, the years of droughts and poor crops, the wartime restrictions, all these have been weathered through the help of God's Grace, the zealous devotion of those in charge and the spiritual and financial support of its ever-increasing number of readers and friends. As we recall its humble beginnings we know that we have now much of which we may be proud, more still for which we may be thankful. Yet as we pause to think of the past, we are ever mindful of the future.

Our hopes for the post-war period are manifold. We are looking forward to publishing an ever larger and better Marienbote. However, if the magazine is to live and grow in a greater measure, if it is to enter into more hearts and homes, then we will need the continual active support of you, our friends. If the Marienbote has done any good in the past, it has been due in large part to you; if it is to do more in the future, that will also depend upon you. To ensure this, why not make the resolution now to subscribe regularly, to pass your copy after you have finished with it to others, to mention the Marienbote to your friends, to get others to subscribe, or at least to send us names of people to whom we may send free trial copies. Both prospective subscribers and ourselves need your help. A good act is worth a thousand resolutions. Why not begin now?

★ In his article "Our Changing World", Rev. Father J. Wallisser, O.M.I., gives us a very fine appreciation of the Pope's position in the world of yesterday, today and tomorrow.

★ "Is the Church Old-Fashioned?" Many people seem to think it is but Father George Walliser, O.M.I., explains it quite easily and clearly.

★ With the story "Perfume in Paddle Valley" John Patrick Gillese begins a series of stories which have the Paddle Valley as a setting and the conflict between the ways of men and the way of God as a theme. Be sure to read each story.

★ This October issue will bring to you another new feature which will be conducted by Dr. J. H. Schropp, M.D., C.M., L.M.C.C. "The Medical Corner" as it is called, will appear each month and will discuss . . . well, perhaps you had better read the anthor's introduction yourself.

Seasonal Thoughts

The Lay Apostolate

Out of the chaos of today, the world of tomorrow is to arise. Whether it will be a world reconstructed for Christ or not will depend in large measure upon the motives and principles which will guide the builders. And who will be the builders? Who will suggest the principles and plans? The whole world is crying for help, light and guidance. If we Catholics are to help in the work of restoring, if we are to help prepare the ground for the new order, then it is up to us to act now. If Christian principles are to be the rule and guide, then the need of the day is for an ever more active lay apostolate of Catholic Action. The present epoch is quickly drawing to a close: materialism and spiritual poverty are ever rampant. What the new era will achieve depends upon all of us. The world will not be influenced by sentimental dreamers, vague idealists, nor by hesitant reformers. A strong virile group of men and women, who are truly apostolic, overflowing with love for God and neighbour, is needed. When such workers have been trained and prepared, only then can the world become reconstructed for Christ.

Just as in any other sphere of human activity, a period of learning and formation must prepare the apostolic worker. An intensive study of the spiritual, moral and economic orders for the purpose of acquiring a Christian sense of values is paramount. It is only when the foundation is truly spiritual, strong and virile, that one can hope for the most abundant fruit. Only upon a spiritual foundation can the apostolate be built. A lively sense of faith, daily recourse to prayer, assiduous study of apostolic teachings will be the well-springs from which we will draw the necessary light, strength and encouragement.

Such a period of preparation may be undertaken alone or in the company of others. One should preferably ask his or her spiritual director for advice and be ready to accept his counsels. By far the most practical method is to become a member of an active group which combines serious study with zealous charity under the direction of a wise leader. Over a period of time one will become imbued not only with the knowledge but also the practice of Catholic Action.

As for the program, "to give unto Caesar the things that are Caesar's and unto God the things that are God's" is to summarise the ideal of Catholic Action. While body and soul are yet united, we are children of two worlds, of earth and of heaven. Our duties and obligations are therefore two-fold. Yet, as time is to eternity and the material to the spiritual, so are the things of the earth subject and inferior to those of heaven. It is because many men have lost this sense of values, have reversed the order of things, have put "first things" last, that the world is in its present chaos and disorder. Though there are not many who deny absolutely the existence of a Supreme Being, yet there are but a few who live as though they are aware of His existence.

To bring the world back to God then, is the work of Catholic Action. To make the world God-conscious: to give God the first place in men's thoughts and actions; to give God His priority is the aim and the glory of the Catholic Apostolate.

* * *

It is time for the world to cease to follow its own will and caprices, and seek the will of God.

* * *

What you have begun for God do not finish for the sake of the world and its praise and plaudits.

* * *

Let us so live that the day will come when our own feast will be included in the Feast of All Saints.

Our Changing World

The Vatican has been credited with possessing "seismographic political sensitivity". If, as a result, world statesmen listen to the Pope's every utterance, his concern for the future is well worthy of our consideration.

JAMES WALLISER, O.M.I.



Pope Pius XII.

Like a Gibraltar in miniature, surrounded by the seven seas, the tiny Vatican State, dominated by the cupola of St. Peter's, rests calm and unruffled in a world dominated by hates and fears, loves and hopes, success and anticipation. The waters of almost two milleniums have hurled themselves in vain against the Church built upon a rock, which is Peter. The vast expanse of the Eternal City has echoed to the sound of marching feet—the feet of every nation under the sun. The proud Roman returning home from conquering wars; the swift onrush of the northern barbarians, looting and pillaging, left faint but not indelible marks on the timeless, ageless face of the successor of St. Peter. Kings have come, and turned to dust in the sepulchre. Dynasties have risen; and then decayed. The hammer of hate, calumny, and pride, has descended with violence upon the anvil of Christ; only to be shattered.

And still Peter sits upon his ancient throne. Gone are the rags of the fisherman. Gone are his staff, his sandals. No more is his abode in catacombs and dungeons. But still he is Peter. The same Eternal Sacrifice is offered up to his Master. The same Sacraments are administered. The same Christ still speaks from the Rock of Ages, through the lips of the only man on earth who can give Light to those seeking the Way, by speaking the Truth.

To a mariner seeking port, the gleam of the lighthouse is a harbinger of good. But to the captain of a home-coming vessel, who is befuddled with intoxicating liquor, the dull booming voice of the fog-horn, warning him of danger ahead, is often unheard and unheeded. Proud of his experience and power over men, he laughs in the teeth of the gale and drives his ship merrily aground, oftentimes to needless destruction and loss of life. What irony! To sink into an unknown grave in the very shadow of the protecting rock, and despite the insistent warnings of the Voice from Above.

Within his lonely observation post sits the successor of St. Peter. His eye is alert to every happening that has a bearing upon the welfare of man, and His Church. Messengers, nuntios, legates and ambassadors cross and re-cross his threshold. Rich and poor, learned and unlearned, sinners and saints have ready access to his person. The threats of the powerful, the humble entreaties of the oppressed from every corner of the globe, gravitate eventually to Rome, and into the ears of the Holy Father. His predecessors have seen the proud civilization of the West, with its legions, its universities, its Caesars and its Neros, gradually change and give place to the uncultured rule of the Franks. His predecessors have seen the rude palaces of Charlemagne change to nobler structures; unlettered barbarians into cultured Westerners. They have seen other changes. The unity of the West, under one spiritual and one temporal head, underwent a radical change. France, Germany, England and Spain emerged. The unity of religion gave way to the clash of religions, hatred between nations, hatred between classes. This is the legacy of the Popes.

Pope Pius XII knows the world of his predecessors. He also knows his legacy, which is the world. Every nation under the sun, every country

on the face of this globe, is inhabited by Catholics. What affects them, affects him. Their fears are his fears; and his fears should be ours. He has heard the cannon roar. He has seen the war-birds soaring from out of the sun. He has heard the moans of the agonized and the dying. Not only in this war, but in the last. He knows the plight of the unfortunate ... stricken not only by the fist of the god of war, but by the hands of other oppressors. He knows the sentiments of all men who cry aloud for bread, and their reactions when they are handed a stone. Their love will be turned into hate. Their desire to build will be turned into a frenzy of destruction.

This he knows. And he senses a change. The very fibre of the Christian civilization is affected. The mighty oak of the West is inclining to the Left, not so much by desire, but by force. The axe has been laid to the root, and only the future can tell in what direction the tree will fall. Homes have been disrupted; the hopes of years are lying in smoldering embers; children have been torn from parents, and wives separated from husbands. A mighty migration of nations, such as the world has not witnessed for almost two thousand years, is taking place deep in the enlightened twentieth century. The mighty god of Reason has fallen from his pedestal. Reason has fallen because it was founded on Unreason. And now only two antagonists stand in the ring. Ancient opponents, they know each other well. They have fought many a battle, and will fight to the end of time. The times have changed, the methods have changed, but not the prize. The prize is Man—his heart, his mind, his soul. Nothing else in the world is worth such strife.

The coming strife for the soul of Man is sensed by the Watcher in the Vatican. He senses an imminent change in the structure of the post-war world. From time to time, as events develop, he casts his warnings throughout the world for all to hear. At present, his two greatest concerns revolve around the forthcoming peace, and the political and social reorganization of the post-war world. In his pronouncements he speaks with authority, speaking as he does from the experience of the ages, and as the custodian of morality and justice.

The Pope has reminded the world, and Catholics in particular, that "fidelity to the legacy of Christian civilization and its powerful work against all atheistic and anti-Christian currents... cannot be sacrificed for any temporary advantages or any shifting combinations."

These are the words of the Holy Father himself. What does he mean? Have you noticed events in Eastern Europe? Have you noticed the political chess game being played in Poland? Do you realize that the only effective government of Poland is the National Committee of Liberation, located in Lublin, and set up by Moscow? What of Yugoslavia? Do you realize, as has the Vatican, that the Marshal of the Yugoslav army is a Communist? And do you further realize, as has the Pope, that for the first time in history, the Communists hold cabinet posts in the governments of France, Italy, Rumania, and Greece? And what of Bulgaria, Czechoslovakia, and Finland? What perhaps, later on, will occur in Hungary, after all these countries have been liberated by the Red Army? Will not they also have governments "friendly" to their big neighbour in the East? And what, moreover, of Eastern Germany after it is allotted to Russia in the tri-partition to come after its capitulation? Will it also have a government "friendly" to the interests of the Soviet Union? Furthermore, Russia has been conceded the right to the exploitation of German labor, after the war, in the rebuilding of those parts of Russia ravaged by war. Reparations through labor is one substitute for reparations through money payments. But what of the men thus exported into the Soviet Union? Will their outlook on life be the same on their return as it had been on the day of their departure?

As regards the Pope's stand with respect to the political and economic, as well as sociological principles of the Russian state, no change in his policy has ever been announced. The Russian system still remains materialistic and collectivistic, and as such cannot but be condemned. The Pope envisages a Western World which is in danger of being engulfed into a "Changed World." A world without its God. Man stripped of his inalienable rights. That changes must come in the post-war world, is indeed recognized by the Pope. He recognizes that it will come, but he insists that it should be accomplished in a Christian manner, and in accordance with Christian principles. "Christian thought insists in this new order on the raising of the proletariate, and the achievement of this in a firm and generous way appears to every true follower of Christ, not only as an earthly progress but also as fulfilment of a moral obligation."

Thus the Pope recognizes not only that the world "will" change, but that it "must" change. Changes have already occurred in Canada. And they have been made in accordance to Christian principles, which indeed augurs well for the future of our country, since it guarantees a greater measure of security for the majority of its citizens. Fear of the future causes unrest, dissatisfaction, and eventually civil strife. Security brings peace.

Thanks to unemployment insurance and family allowances, Canada can look into the future with a great measure of confidence. Should similar and even more beneficial measures be passed, in every country in the world, then Christian thought will have triumphed over atheistic experimentation with the souls and rights of man.

The second great concern of the Pope is the safeguarding of the peace that will ensue after the present conflict has been terminated. No one recognizes the immense benefits of peace more than does the Supreme Pontiff. He is the representative of the Prince of Peace, to whom war and hatred can never be reconciled. They are violations of the moral code, and as such impede the spread of the Kingdom of God among men. If the fires of hate would smolder and die, if Christian principles would be recognized and practised, then wars would be a thing of the past. For this reason the Pope insists on the application of Christian principles in the forthcoming peace. The rights of all nations, big and small, should be guaranteed. And in this respect the makers of the coming peace will be judged. In the first place, by all right-thinking men of today, but especially by the innocent and as yet unborn men of tomorrow. Should the men of today fail, then the fists of the victims of the next war will clench with hatred, and hurl curses at their graves.

So serious is the obligation to guarantee a lasting and a just peace, that the Pope has even conceded the right to use war—if necessary. "The sword can—and indeed, AT TIMES must—open the road to peace. The shadow of the sword may be cast over the transition from the cessation of hostilities to the formal conclusion of peace. The threat of the sword may loom inevitably within juridically necessary and morally justifiable limits, even after the conclusion of peace, to safeguard the observance of rightful obligations and prevent a temptation to conflict."

Such is the mind of the Holy Father. His knowledge is deep, his concern is great, but his faith in God is such that he is certain that eventually Right will triumph over Might. Tyrants will rise, but, as Lucifer, they will be cast headlong into the pit. Men will change. The world will change. Should the wise counsels of the Holy Father be heeded, then this change can only result in a better world. May there be no compromise.

There is a destiny that makes us brothers
None goes his way alone;
All that we send into the lives of others
Comes back into our own.

Is The Church

GEORGE WALLISER, O.M.I.

And what is wrong with the old-fashioned habit of going to Mass? Certainly it is refreshing to one's soul to be in the state of grace. There was a time when you could find family prayer and a Catholic way of life just a bit of the expression of the Faith that was in the heart. You old-timers will recall that it was quite fashionable to have children, and to have them baptized the same day that they were born. It really was the style to have a Catholic wedding, and the nuptial blessing, and when all the relatives and friends were present to witness the giving of those solemn pledges. We can still recall, or at least there are some still alive who tell us, that it was customary to have the parish priest visit the homes, not for a game of cards, but to bless the home and its occupants, especially the children. Nowadays few ever ask the priest for these spiritual favors.

Is it old-fashioned to request these things?

Is the church old-fashioned in its other practises?

Is the church old-fashioned in its moral code, or in its regulations for Lent?

In so many other things also, youth finds the shackles of religion irksome. Some, indeed, shake off these bonds and follow the trend of the day, to complete satisfaction of self.

The church is bound to have very old ideas, for it is itself very old. It is, in fact, the oldest institution existing today. But to say that the ideas of the church are out of date is not quite true. It may be worth recalling that these ideas are those of the Eternal Creator and as such are above time. Consequently these ideas never get old; they never change, and are ever fresh and invigorating. There is quite a parallel between the church and another creation of God. The wisdom of God fashioned nature, too. Nature has its laws and follows them rigorously. The Church has laws and practises and follows them rigorously. The laws of nature stay firm and constant; so too, the Church cannot err in Faith

Old-Fashioned?

and Morals. Should but one of the stars deviate from its assigned path, it would bring utter ruin and chaos to all the other heavenly bodies. Should the Church wander from the path of righteousness, it too would bring ruin and chaos into the world. Just as the birds and the animals and the fish are governed and cared for by the laws of nature, so too is man's eternal destiny guaranteed by the laws of religion.

And to say that nature is out of date would seem quite ridiculous, so why do we not think it ridiculous to say that the church is behind the times. It is certainly not a matter to be criticized when the seasons keep on coming back at regular intervals. Nor do we marvel at the fact that it snows only when the weather is cold and rains when it is warm. We would be astonished if the trees no longer brought forth leaves. It would be quite a disappointment if we sowed wheat and corn grew instead. Likewise, it is no wonder that the Church still spreads the love of God abroad. It is no longer a thing to marvel that the Church insists on prayer and penance. These things are for our good.

The church, like nature, is ever the same, yet ever new and fresh and young. Every snowflake is just another snowflake, yet never were there two snowflakes alike in pattern and design. Every saint is just another saint, yet never were there two of them alike. Each one gave glory to God in some new way and reflected in his own particular manner, something of the wonders of God Himself. Nature, as the Church, is but a school wherein we study God in all His glory. In these laws that God has made He displays His infinite love and goodness. If we behold the earth and the sky—always there—but never for one instant as it was the last. The beauty of God's sunset is surpassed only by the wonders of a flash of lightning or the tranquil beauty of a mellow harvest moon. God's caress by the summer rain on the face is hardly sweeter than the smell of new-mown hay. Still, all this beauty is as nothing when compared to the joy experienced when the Sacrament of Penance gives your soul a bath in God's own fountain of love. The nourishment of the Eucharist is sweeter by far than the choicest that nature can give. Though, all this is unchanging, yet a new experience each time. Then again, what was good at the time of Christ is good and true today. Whatever sanctified men then, will sanctify them today and one hundred or a thousand years from now.

Aside from the beauty of nature and the beauty of things spiritual, there is also that which can terrify. As a bolt of lightning can suddenly and without warning tear up the sturdiest oak, so too can the wrath of God visit man. The chilly winter blast can freeze all nature into immobility, while the warmth of spring can again restore life and vigor, so too the laws of God that we break will bring terror into the hearts of those that flout them; whilst the love of God can melt the hardest and coldest of hearts.

Is nature old-fashioned or is it a permanent fixture that we must take as it is? The church too, the most beautiful of God's creations, for it is the mystical Body of Christ, is ever with us, a permanent fixture, until the end of time. These things are beyond style and fashion, they are eternal truths. As old as the Church is, it still gives new life, not only to the new-born infant, but to the pagans as well, and to the soul in sin. The important things of life should not be governed by passing fancy. The blessing of the priest should be cherished. The Sacraments should be received with the old-fashioned reverence and awe. The saints should be our models, as ever they were to our forefathers. The moral law can never go out of date. These things, as well as the practises of the church and its customs, never go out of date, and are always modern and fashionable.

ABIDE WITH US

Life is a ship, and the world a sea
And heaven beyond, our destiny.
Our voyage, perchance, is long and drear:
But we need not fear when the Lord is near.

In Peter's boat He forever abides
Still ruling the wind, the waves and tides,
Still teaching the nations, as once before
He taught the Israelites grouped on the shore.

Teach us, O Lord, and be our guide
Until we have reached the other side;
The Heaven of Rest, that Land of Peace,
Where strife and temptation all will cease.

—Prairie Blossoms.

Perfume in Paddle Valley . . .

Father Burke's old pine church was at one end of Paddle Valley, and Jed Parker's age-blistered log cabin was almost at the other, up by the Big Beaver rapids. Jed never went to church any more; and sometimes, when they rode into town in the creaking old buggy, Little Nan would look at the church, her violet eyes filled with incredible wisdom. She'd hold Jed's big brown hand and ask questions that wrenched his heart to answer.

"Daddy, isn't there a God "

"I told you often there was a God, baby. Don't ever ask the neighbors that or they'll think I'm not learning you right."

"Daddy, why do you always say there **was** a God?"

Why did he? Maybe because it seemed God died too, the wild April night Anne died, when Little Nan was born.

"Daddy, why don't we go to church, then? Mrs. Kettle says it's a shame the way I'm neglected that way, and Smoky Shorty says he reckons if my blue-blooded relatives in Calgary ever heard of it there'd be hellzapoppin'."

"Baby!" Jed said sternly. " I thought I told you not to swear!"

Little Nan looked up at him out of Anne's soft brown eyes, and he couldn't be stern. He just held the curly head to his rough buckskin shirt and let the sweet agony of touching her seep through him.

"Baby, I'm only trying to be good to you—to teach you right. I guess we oughta go to church—but I can't! I can't!"

Little Nan looked at him and grew very wise, the way of all the Swaniss women. She didn't ask him any more questions . She was terribly afraid her father would cry.

They hitched the horses to the tie rail . Jed gave Little Nan a dollar to spend for anything she wanted and he went for the mail.

In the post office he bumped into old Father Burke. The priest's eyes were sad and he was frowning, the way he always did to cover up the woman's heart beneath his coat.

"Jed", he said sorrowfully, "will you not come to Mass?"

"No", said Jed, too honest to evade. "I'm teaching my baby, Father. If you try to take her away from me you'll be sorry. Anybody will!" His eyes were wild, like the animals he trapped and shot in the wilderness beyond the mysterious beautiful Paddle.

Father Burke's frown grew more intense. "Nobody'll take her away from you, Jed. But she needs to learn of God. And when it's time for her school . . . Shouldn't she be going now?"

Jed's massive shoulders set. His dark brows straightened. "Don't you know Canadian law yet, Father? Where there's no schoolhouse in the township, no-one is obliged to send his kid away."

"But you'd not hurt her by keeping her there."

"Little Nan is happy in the wilderness, Father. Now a good day to you, sir; it'll be sunset before I get home."

The postmaster handed him two letters. The first was a check for some furs he had sent to Edmonton. The second made his heart stop suddenly. The Calgary postmark! The fine cultured handwriting!

Then hate and fear twisted together in his heart, and he tore the letter to bits without reading it.

He knew it was from the Swaniss family—Anne's people. Not a month passed that they didn't plague him for Little Nan . They could raise her there. At least send her for the summer. They'd be so good to her . . .

"You didn't want me when I married Anne!" Jed whispered savagely. "Well, you'll never get her daughter! Ha—send her for the summer! Let her get used to your Park Avenue living, so she'd hate the bush and the trapping and riding into town on an old wagon!"

He realized that a knot of women was staring curiously, and he flushed and shut up. He knew they talked behind his back—about a widower being unable to bring up a girl in the wilderness, about him being queer since his young wife's death, about his poaching of beaver . . . Let them talk! Nobody would ever separate Little Nan and him.

She had already ordered most of their needs when he entered the frontier general store. Jed's heart swelled with pride. He said, "And what did you buy with your dollar, baby?"

She'd bought, she told him softly—like Anne—new curtains for the windows.

"But, baby!" he cried, aghast. "I wanted you to spend it for yourself."

She smiled. "I had 15 cents left. I got a bottle of perfume for myself, daddy."

"Perfume?" Something tightened deeper in his heart.

"Violet." Little Nan nodded, her eyes starry. "You'll love the smell of it, daddy."

Big Jed could hardly talk. His face was straining into hurting cords. His throat was glued, his memory awful. "Violet .. . Baby, don't . . . Nan, why did you pick violet?"

Little Nan was puzzled. In her childish yet wise eyes she groped to find the reason for her strong father's unhappy look. "I—I guess because it smelled nicest. Daddy, don't you like violet?"

"No, baby," Jed said, closing his eyes; and Little Nan, when he went out to get the team, exchanged it for gardenia.

That summer was like any other. Jed staked fur lines, and Little Nan followed, barefooted at his heels. Sometimes Jed had to stop to make her rest her little brown legs. With stiff Parker pride, she refused to admit weariness or hurt!

It gave Jed such a terrible feeling! Brave as himself. Brave as her mother!

For Anne had been brave. Courageous enough to defy a stiff blue-blooded family, leaving culture and wealth for the rough haphazard existence of a homesteader's wife in Paddle Valley.

Every night Little Nan followed Jed to the top of the far-swinging Paddle hills to watch the moon rise over the mist of the fretful Paddle. And one dewy evening, when the late autumn damp smelled thickly of frosted leaves and old smoke on the spruce, Little Nan breathed it greedily—and forgot.

"Daddy, it's so like perfume, isn't it?"

"Your mother loved it too, baby."

"Daddy—did she like violet?"

"Yes, baby." The memory wrenched him again. He wondered how he could feel like that inside, without ever a muscle moving on the surface. "That's why I didn't want you to have the violet, baby."

She said simply, "I wish she was alive, daddy."

The old fear grabbed him anew. "Baby, don't you like the woods any more?"

"Oh, sure!" The quick sweet smile. "But . . ."

"Maybe you want a new house, baby?"

"Ught-ah!" The scornful shake of the Parker pride! "I wouldn't trade our home for anything!"

His heart eased. But he had to know if the Swaniss blood in her called out for a different life. "Baby, folks say I should send you to your Aunt Elizabeth and your Uncle Hugh. You'd have everything there . . . "

The same quick fear that bred in his heart leaped to her eyes. "No, daddy!" She clung to him, trembling. "We get along all right, daddy. Don't we?"

"Sure do, baby." Jed laughed, and was happy going home in the white light, Little Nan singing old river airs. She was a Parker all the way through—same pride, same courage. Wanting the things he wanted. The valley and the hills and the night wind in the spruce, and the great sweeping river that had been left for the Parkers since the world was young.

There was a car stopped off the trail before the door. Jed, pushing back the sagging picket gate, tried to identify it and failed.

Little Nan's eyes narrowed with resignation strange in a child. "I bet it's Jewers the game warden, daddy," she whispered. "Must be pretty simple if he figgers you got beaver around this time of year.

He smiled and rumpled her curls, and the heaviness grew in his heart. He thought suddenly that ever since Anne died he had waited, waited . . . for something to come between him and the replica of the girl he had worshipped.

Following the frontier custom, the visitors had entered his cabin and made themselves at home. Jed opened the door, blinked in the coal-oil light—and recognized Hugh and Elizabeth Swaniss, from Calgary.

by John Patrick Gillese

Elizabeth was thin and stately and dressed in black. She rose as if puppet strings had jerked her to attention. Hugh was as well-fed and as indolently handsome as Jed remembered him.

Jed faced them, his lips thin and harsh, his bush-jacket and flannels contrasting strangely with their tailored clothes.

"The answer is no," he said harshly.

Elizabeth wrenched her straight gaze from him to Little Nan who had edged forward in her bare feet. The woman grew pale and acutely nervous. She stared at Little Nan as if she were seeing a ghost.

"You're . . . my sister's baby . . ." She spoke in agony.

"She's my child!" Jed was breathing harshly, like a buck breaking his heart from the hounds.

Little Nan liked her suddenly. She would have liked anyone connected with the person whose memory her father worshiped.

Hugh grinned foolishly at Jed and beckoned to Little Nan. "Hope you don't mind, old man. I brought her some little things . . . For you, Sweetness. Candy and a little rubber pup. Presents from your Uncle Hughie."

Little Nan took the gifts very politely and hid them in her room. The moment she left, the three adults faced each other in a triangle. Hugh was uncomfortable. Elizabeth flushed. Jed, harsh and bitter.

"I guess you didn't get our letter, old man. . ."

"Hugh, I'll talk! Jed, please, for the sake of my sister's memory, let us be decent to Nan."

"Elizabeth, some day you'll learn to savvy me. You've always hated me. Well, Little Nan is happy here. She's all I have left of Anne—and ten Swaniss families aren't going to take her away from me."

Elizabeth whitened. Her well-bred voice was scornful. "You don't even know what duty is! Letting her tramp the hills like a little ruffian. Keeping her away from education and religion."

White also, Jed had risen to face her.

"Duty! Don't you suppose my child needs a parents' love more than servants and luxuries and haughtiness in Calgary?"

Elizabeth said steadily. "Jed, I'll love that girl as if she were my own. She'll become a second Anne with us. What will you think, if you're sent to jail for poaching beaver—"

"I won't be sent!" Jed whispered furiously. "You think I'm a criminal. But I only make my own conservation laws . . . Get out, Elizabeth. I don't want you here!"

Elizabeth opened her lips to speak again, but Hugh took her by the arm. "Come on, sis," he said. "Let him think it over a night."

Jed thought more of him that minute than he ever had in his life before.

When they were gone, Little Nan came out, her face dirty and scared. Her father sat on the edge of his bunk, his face in his hands.

She shared his misery. She shared his fear. She said unhappily, "Daddy, I wanted to tell her she shouldn't come here using violet perfume. Then maybe you'd like her better."

"Oh, baby!" Jed said, and held her. "Oh, baby, baby!"

Little Nan woke first in the morning; and she saw that Jed had slept with her mother's photograph lying on the pillow against his dark tired head . . .

They went fishing in the morning, because Little Nan wanted to; stopped in at a neighbor's for dinner, and didn't go home until the moon was pulling mist from the river.

"I sure hope," Little Nan said, "they ain't there."

"Aren't there, baby." Jed's lips moved as if they were thick and dry. "Baby, you'd like it in Calgary . . ."

"Ught-ah!" Little Nan shook her dark head sharply. Her voice was scared. "Daddy, we get along all right—" She fell silent. Jed had taught her so often to be brave and proud.

Elizabeth and Hugh were there again. When Jed stepped in from the cool night air, the violet perfume in his nostrils was almost sickening. Why did she have to use that, he thought, almost wildly; and remembered that Anne, long ago, had told him it was a family perfume.

Fiercely, Jed strode over to Elizabeth's black-draped figure.

With a cry of fright, Little Nan darted after him. In the shadows cast by the coal-oil lamp, she tripped over Hugh's outstretched foot. Her forehead struck the window ledge and she lay still, a sudden rush of blood welling freely on her temple.

Instantly Jed had gathered the limp body in his arms and laid it gently on his bed.

"Never put her head on a pillow, Jed." Elizabeth's unhurried arm lowered the little head to the sheet.

Jed, shaking violently, got cold water. Elizabeth pushed back the child's thick curls. Nan's face was as ashen as death.

Breathing harshly, Jed soaked the cloth and applied it to the wound. The bleeding persisted.

"Let me." Calmly Elizabeth edged him aside. As her head bent over Little Nan's, he caught the thick aroma of violet again; and for one dizzying moment the whole universe reeled before his eyes.

(Continued on page 37)

A Letter

from a Scholastic Brother



Dear Friends:

Now that the summer holidays are over and the regular school-term is about to begin, we are gradually forming our plans for another successful year. We have had an excellent opportunity to do some very worthwhile thinking along this line during our annual retreat at the beginning of September. We then had an occasion to examine ourselves to see if the past year had been marked by any progress, pause or relapse. In other words, to see whether we had been a success or a failure.

Out in the world, a man who collapses in business life is called a "failure". Friends conceal the tragedy as well as they can, for no one likes to be known as a failure. Then again, some men seem to be cut out for success. As someone once remarked: "They flip up a dime and it comes down a quarter, and make money and more money at every turn." People are proud to be numbered amongst their friends.

We, however, do not look upon success in money as the great thing in life. Many very great people had little or none at all. Success, which can be measured in money, interests us not at all. We prefer to consider the sublime purposes of life itself. If we achieve these purposes, we are a true and eternal success. If we do not, then we will be a real and eternal failure. All real success is enjoyed eternally in heaven. Eternal failure is suffered in hell—forever.

With such earnest thoughts present in our minds, our retreat was bound to be most salutary. Another year's program was sketched out—only time will tell what will be filled in. When the year is over, the picture will again lie before us—to be classed as a success or a failure.

And yet the problem of being a success is not such a difficult thing. It is a most important thing, yet it is so reasonable. God will not let us make a mistake unless we insist on trying to fool ourselves. His light and guidance are ever before us. We have but to co-operate, to place ourselves under the influence of His grace.

What is true for us here at the Scholasticate, applies as well to all on earth. No matter what our vocation in life may be, if we answer God's call and respond faithfully and generously to His helps and graces, our success will be real, true and eternal.

During the coming year let us often think of each other: and may these thoughts turn into prayers, so that all of us may be the success God wants us to be.

Thank you, dear friends, for the help of your prayers and other assistance which you have given us so willingly in the past. May God always bless you.

Sincerely yours in
Jesus and Mary,
An Oblate Scholastic.



Bro. Alex Schahun, O.M.I.; Bro. Bernard Lewans, O.M.I.; Bro. Basil Studer, O.M.I.; Bro. Bernard Hermann, O.M.I.; Bro. Francis Lenz, O.M.I. Bro. John Kuffner, O.M.I.

Four of these Brothers pronounced their Perpetual Vows at the close of the annual retreat on September 8th, 1944 while Brother B. Hermann waited until September 15th. Brother F. Lenz will make his Perpetual oblation on October 15th, 1944. For all of them we have this prayerful wish: ad multos et faustissimos annos!

★ Thirty-five Popes have enjoyed a pontificate of less than one year, of whom 13 reigned less than a month. St. Peter had the longest reign, 35 years and 11 months.

★ Judge Clay S. Grouse, of Beckley, W.Va., has devised a drastic method of stopping juvenile crime. "The parents are responsible," says the judge, "put them in jail. Just make a start and all parents will wake up."

Not so bad, if divorce didn't make it almost impossible to get the right parents.

The J.O.C. Movement

◆ ITS ORIGIN AND DEVELOPMENT

By RÉV. V. M. VILLENEUVE, O.M.I.
National Chaplain of the J.O.C.

In France

While Jocism was taking Belgium by storm, it was not confined to that country. The French J.O.C. was born in Clichy, a poor suburb of Paris, in 1926, spurred on by Father Guerin, a young priest of that poverty-stricken district. He, too, communicated his own enthusiasm to his young followers, and they, with a deep spirit of faith and a confidence that nothing was going to stop them, plunged into the work along the identical lines laid down by Father Cardijn.

The first meeting in 1926 numbered seventy. In 1927, a modest newspaper was founded, and by the following year, it was necessary to print three thousand copies. The impetus had been given. The same marvelous success followed in France as in Belgium.

In September, 1931, Rome opened its gates to welcome 1,200 Jocists from France. They cheered the Holy Father, who received them with paternal tenderness. In an unforgettable audience he approved their methods, blessed their undertakings, and addressed them in words dear to the hearts of all Jocists of France, as well as all throughout the world. "Dear children of France ... dear children of labor, you are apostles ... you are the glory of Christ."

A tenth anniversary Congress was also held in Paris that rivalled that of Brussels, counting as it did, among its pilgrims four Cardinals and thirty-six Bishops. Francois Mauriac penned these beautiful words of tribute, "Would that our adversaries had assisted at the feast of the Jocists, at this symphony of work, of which 80,000 young men and women, workers all, were the protagonists. As the great Cross, bare and sombre, escorted by torchbearers and borne upon young shoulders, appeared, as the Tree slowly rose above the altar built by the entire people, they would have realized that one of the most significant happenings, perhaps the most important, of our troubled and turbulent epoch was being enacted by the delivery of this Cross, given over and restored to the young workers of France ... this resurrection in their hearts of the God from whom they would never again be separated."

But the dark hour of trial was already approaching for the Jocists of France as well as those of Belgium. Since 1939, the war has united them in common sacrifice, in common heroism, on the field of battle, among the refugees, in prison and concentration camps. In Occupied France, the work is continuing, but silently. There are no meetings, but they are holding their own, and they do not despair. Theirs is a true, well-founded hope. Truly the J.O.C., by its admirable conduct in time of war as well as of peace, has justified the prophetic words of Cardinal Verdier, shortly before his death, "I know not what to say, my God, but now that You have permitted me to know and to admire these Jocists, this unparalleled youth who are destined to save the mass of workers, do with me what you will. Even in death will I be happy, for I shall carry into the grave with me an undying hope for my dear country ..."

Such a movement, however, was not to be limited to the Old World. Its progress had been noticed with interest in the New, and when it had sufficiently proved itself, steps were taken to establish it in the western hemisphere.

The honor of inaugurating the J.O.C. on this side of the Atlantic rightly belongs to the late Archbishop Gauthier of Montreal. In 1926, he sent Father Aime Boileau to Europe, to study the social questions connected with working men, and especially to give close attention to Father Cardijn's Jocist Movement. As a result of this, several parish groups of young workers were formed in Montreal, patterned on Father Cardijn's early efforts. It was not Jocism full-blown, as Canada knows it today, but it was an indispensable paving of the way.

The year 1931 saw the official raising of the J.O.C. standard, north of the St. Lawrence. It came about under circumstances hardly different than those experienced by Father Cardijn in far away Belgium. The human instrument was a young man from the ranks of Montreal's working

class, one who knew the problems of the workers at first hand. He was twenty-two before he began his classical studies. In time he became a member of a religious community of priests who are especially consecrated to the ministry of the poor. His name: Father Henry Roy. The religious community: the Oblates of Mary Immaculate.

Father Roy, knowing full well the dangerous environment in which the average worker lived, set about interesting the workers themselves in its correction, pointing out by various means, especially by the inquiry method, the perils to which they were, perhaps unconsciously, exposed —and then figuring out ways and means to combat it. The first Jocist group was composed of working girls, but the movement expanded to include young working men within a short time. The first study week was held in September of 1932 and Catholic Canada responded with the same enthusiasm and the same spirit of faith as other lands. More and more youthful leaders were enrolled, put through the rigorous Jocist training, shown how to find out for themselves by means of inquiry the situation of their fellow workers, whether at home, at work, or at play. These were studied from a triple angle—physical, moral and religious. The results, needless to say, were widespread and salutary.

(To be continued)

PERFUME IN PADDLE VALLEY

(Continued from page 34)

Skillfully, Elizabeth pressed her long white fingers just in front of Little Nan's ear and above the jaw hinge. As if by magic, the bleeding stopped. In another moment, Little Nan opened her eyes, blinked dazedly. It wasn't a serious accident but it left Jed shaking like a leaf.

"Baby," he whispered going to the door for air, "you should be careful. You oughta be careful . . . "

Elizabeth bound the wound. Hugh lolled over awkwardly and offered Jed a cigarette. He refused it curtly.

"Really, old man, it's dashed lonely at home. A kid would brighten up the place . . ." He studied Jed's drooping figure and added lamely, "Really, old man, we didn't hate you. The family sort of babied Anne, y'know. Figured she could not stand this rough life, Jed, really the little shaver could get so many things . . ."

The wind from the river dropped listlessly, and the perfume crept to the door.

Jed said, in a voice that knew the crucifixion, "'If you want to talk, come outside — where she can't hear."

Out in the falling river mist, he faced Elizabeth. "If you don't be good to her, I'll know— and I'll come there — and — and —"

"We'll be so very good, Jed." In a glint of moonlight he saw tears in her eyes. "Jed, please forgive us for the past. Not be good to my own sister's child . . .? Brother Jed!"

He thought of the day long before when she had scornfully told him she would never consider him a brother—just a sister-stealer.

He turned his face away. "Watch her at night. She kicks the clothes off . . ." Then, with breaking bitterness, "If I stole Anne, I'm giving her back to you!"

Elizabeth sobbed tightly. "Jed, don't! I know what it's like. You're a finer man than I ever knew—"

"We'll tell her she's just going for a little visit."

"I think I know at last what Anne loved in you. You've proven by your unselfishness—"

"It wasn't unselfishness!" He wanted to scream, but his voice was carefully controlled. "Go now, Elizabeth. Come back tomorrow. I'll make her understand. She'll soon forget. And please . . . be very good to her!"

Next day, when the imported car had rolled away from Paddle Valley forever, Jed walked slowly—for he couldn't see right—to the little old church beneath the pines. He found Father Burke.

"I was a convert, Father. Anne brought me into her faith—"

"I know, son." The old priest's voice was the tenderest understanding he had known for years. "You told me—that first lovely year."

"And I couldn't go back—"

"Because she was gone?"

"No. No." His voice was slow and tight and mumbling. It seemed so hard to explain. "No, Father; it was like the perfume. I couldn't go back because it reminded me so much of Anne."

He staggered in and knelt down and spoke to Him. "God," he said, "'You made me a man and You ought to know why I couldn't. I can come now, for she's gone, and I've only got memories. Before, I was afraid to kneel there . . . afraid I'd hear Anne whisper in my ear, tell me I should send our baby to Calgary . . .

"And she took a different way, God . Or was it You? She sent Elizabeth to me . . . and when I smelled that perfume, it was Anne speaking to me, telling me what to do, God . . . "

He smiled a little, glad of the dimness, glad of the pity and forgiveness and the tears that healed the hurt. His thoughts wandered back to that first Mass with Anne long ago, when Little Nan was still their dream, and the smell of violets was sweet on the soft air.

Medical Corner

Contributed by

J. H. Schropp, M.D., C.M., L.M.C.C.

Dear Reader, allow me to offer you my humble apologies. In the first place, it was not my idea to start a "Medical Corner" in the Marienbote. The authorities that be are responsible for that, if blame can be attached to an undertaking of this nature. Furthermore, I do not lay claim to be a Doctor Brady,—I very much doubt the existence of a Doctor Brady at all, at least in 1944. People do not live forever, and I have been a doubting Thomas as far back as I can remember. I do say, however, that there are other men who could certainly have done a corner of this type more justice, men I should say who sport at least a few gray hairs that would add weight and prestige to what would flow from their pens, or typewriters, to be more exact. Since I have been picked for this important post, I want you, dear Reader, to rest assured that whatever I will write in these columns will be straight from the shoulders and in accordance with up-to-date medical teachings. If I make mistakes, since to err is human, I would appreciate corrections.

I will finally, dear Reader, beg of you to use the "Question Box" to ask your questions. Do not write to me personally, since I will definitely not answer your letters. If you have matters of a personal nature to discuss, please confide in your own doctors. I am a busy practitioner and your letters would only hamper me in my duties toward the hospital and my patients.

I have already used up half of the space allotted to this corner, but we have at least made a beginning. Once a ball has started rolling it will continue to roll easily until its momentum is spent, unless its path is obstructed.

We must all admit that medicine has made enormous strides in the last century. That goes for every department in medicine. The human mind is indeed a mysterious and subtle thing, if thing it can be called. It constantly craves for the mysterious and the miraculous. Yet despite its subtlety it is so credulous that even a child can lead it. Medicine has made strides, certainly, but has humanity done the same? Can humanity lay claim to permanent peace; can it truthfully say that it has cured itself of the virus of hate, and exterminated the monster of religious intolerance? Can it say that it has kept its slate clean with reference to the preservation of humanity? Must we still commit mass murder under the guise that it is all done for the safe deliverance of civilization, under the guise that we are saving humanity for God and Heaven? Fiddlesticks! God and religion! You will only find God in the hearts of those who face battle, in the hearts of those who suffer. And the leaders of countries! Conviction is a funny

It May Interest You ....

A LITTLE PARISH

Since parents are, so to speak, the priests of the little parish which is their family and their home, they should take it upon themselves to give their home the air of a house of God. In other words, they should supply it with those emblems that ought to have a place in every Catholic home. Of these emblems the first and foremost is the crucifix. Besides it, there ought to be representations of our Lord, His Mother, and the saints, discreetly placed about the home. Whilst the house need not be like a holy picture gallery, nevertheless a prudent selection of holy pictures will become a Catholic home very well. They are indicative of faith and gratitude. They are likewise a continuous reminder of God and His saints, the heroes and heroines of virtue, and will thus provide the family with a potent stimulant to piety and goodness.

ADOPTION

Since Almighty God's command to the human race was "to increase and multiply," it is evident that it is the will of God for husbands and wives to have children—also large families. A home without a child is as incomplete as a house without a picture on the walls or a rug on the floor. The respected married couple with a fine comfortable home, or even one not so comfortable, who have no children, are living unuseful lives from the viewpoint of marriage and society. Catholics who adopt a child will enjoy teaching it its prayers, watching it make its First Communion, and giving it a Catholic education. They will have God's blessing on their lives, because they are helping to save an immortal soul and are not selfish. Their charity will cover some of their sins. Who will adopt a child?

The Question Box

Only signed letters will be answered

I would be pleased to know what is meant by a novice in a religious community.

A novice is a member of a religious community who is undergoing the probation required before final and complete entry or profession.

Will you please answer in your Question Box how many saints there are named Margaret, or Margaret Mary? Is there a St. Margaret of Mary? If so, who was she and when did she live? Also, why is it customary to take another name at Confirmation?

The Roman Martyrology, the official Church register, lists four saints by the name of Margaret, and one by the name of Margaret Mary, better known as Margaret Mary Alacoque. As far as I could learn from my sources of information there is no St. Margaret of Mary.

When Confirmation was administered immediately after Baptism, no other name was added to that given at Baptism. When later, however, the convert often got into the habit of keeping his heathen name after Baptism, he was asked to take the name of a saint at Confirmation. He was to consider this saint as his model or leader in the spiritual struggle. The saint was likewise to be his intercessor in heaven. Thus it is the custom to add another name at the reception of the Sacrament of Confirmation. There is at present, however, no special Church regulation requesting that another name be added.

When one person goes to visit the grave of a deceased person is there a certain prayer to say that an indulgence may be gained for that deceased?

There is no prescribed prayer. One may, however, say any indulgenced prayer, the indulgence of which is applicable to the Poor Souls. A beautiful indulgenced prayer which one may always say is, "Eternal rest give unto them, O Lord, and let perpetual light shine upon them." This short prayer has an Indulgence of fifty days as often as said. (The Raccolta.)

Why does the Church make use of so many ceremonies in the administration of the Sacraments?

Many beautiful and deeply significant ceremonies have been attached to the administration of the Sacraments to render these mysteries more venerable to the faithful, to make the effects of the sacraments better understood, and to remind us of the obligations we contract in receiving the Sacraments.

Do parents who unnecessarily put off the baptism of their children commit sin?

To delay unnecessarily for a long time without reason is wrong, since they expose their offspring to the risk of dying without having received this sacrament, and consequently of being excluded from the bliss of heaven.

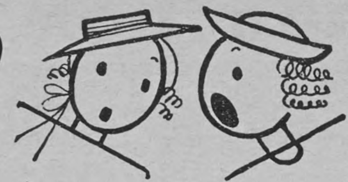
---

thing. It is only in times of sorrow, or stress, or pain, only in times when our bodies are loaded heavily with disease and suffering, that our hearts turn to the blue sky overhead. If all goes well, we so easily forget Him who made us.

If all goes well, we need no doctor. If we suffer, we are as easily apt to forget those who have studied disease, we forget everything we have ever known of truth, of science, and as a last resort we turn to quackery, and perhaps only to prayer. It seems a pity that, in this day and age, when humanity seems to be so overloaded with modern enlightenment, we should forget about medicine and revert back to a time, hundreds of years before the Christian era, when witches ruled the land. We seem to revert back to a time when man was apparently at the very beginning of his acquisition of reason. Modern Anti-christs are still doing everything in their power to befuddle the minds of man,—back to the days when concoctions made of snakes and lizards, of the fins of fish from Siam and blood taken from the bats at the full of the moon, were the essence of medical pills and draughts. Patients still come to me—thank God, only occasionally—with questions relating to dried cow's manure for high blood pressure, urine of pregnant and moles, and last but not least, magical words and hocus-pocus for the relief of epileptic fits. But more of these later.

Suffice it to say that I have nothing good to say of self-styled doctors at large in every community, for farm boys or blacksmiths who claim to be a seventh son of a seventh son endowed with the wisdom of a Solomon, gifted with supernatural powers of healing, of second-sight, and crystal-gazing divinity. Charlatans all! Oh yes, I hear some of my readers say that they were healed by an osteopath, a chiropractor, or by a spine tickler. I can hear you say that you were cured of your ailment by the application of electrical magic in the extra-special forms of radiations, vibrations, stimulations and such rot. I will explain all these things later in the articles. As the months roll by, I intend to expose every bit of quackery, these age-old fads and fancies dressed in modern garb. I intend to expose the metaphysical teachings of modern quackery and all that it stands for. So then, our work has just begun.

Have you heard these?



And then one day she returned and saw that he was smiling at her! She smiled back at him! No, he didn't turn away, he didn't disappear—he looked at her more intently than before!

"Smile like that again," he said.

She blushed and dimpled. And he laughed and laughed.

"Just as I thought," he said. "You look like a chipmunk."

Cook: "Did they say anything about the cooking?"

Maid: "No, but I noticed them praying before they ate."

Tommy: "Mummy, is the devil a man?"

Mother: "Oh, no, dear: he's worse than a man."

Tommy: "But, mummy, you don't mean he's a woman, do you?"

Society Note in the local paper:

The Ladies of the Helping Hand Society enjoyed a swap social Friday night. Everybody brought something that they didn't need. Many of the ladies were accompanied by their husbands.

Employment Agent: "What kind of family would you like to work for?"

Maid: "Any kind but highbrows."

Agent: "You don't like to work for highbrows?"

Maid: "Never again. I worked for a pair of them once, and it kept me running back and forth from the keyhole to the dictionary till I was worn to a frazzle."

"I know what's passing in your mind," said the maiden. "I know, too, why you are calling here night after night, appropriating my time to yourself and keeping other nice young men away. You want me to marry you, don't you?"

"I—I do!" gasped the astonished young man.

"I thought so. Very well, I will."

"Bring me a plate of hash," said the diner.

The waiter walked over to the kitchen elevator. "Gent wants to take a chance," he called down the speaking tube.

"I'll have some hash, too," said a second customer.

The waiter picked up the tube again. "Another sport," he yelled.

"Did you ever hear an after-dinner speech that was worth while?"

"Only once. Last night I dined with an old acquaintance and he said: 'Waiter, bring me the check.' "

Motorist: "How far is it to the next town?"

Native: "Nigh on to five miles as the crow flies."

Motorist: "Well, how far is it if a crow has to walk and carry an empty gasoline can?"

For cockroaches don't use sodium fluoride because children or cherished pets may eat the sodium fluoride instead of the cockroaches.

Little boy (reading item from Europe): "What does it mean here by 'seasoned troops', Dad?"

Dad (immediately): "Mustered by the officer and peppered by the enemy."

The Students' Burse . . .

"To help a poor boy become a Priest and Missionary is more pleasing to God than building a beautiful church or donating an altar of fine marble."

● A BURSE makes it possible for a poor student for the priesthood to receive the necessary instruction.

⊙

● A BURSE is a permanent support and investment, one that will always redound to the generosity of the donators.

⊙

● GIVE towards this Students' Burse and perform a fine act of Christian Charity! Gain for yourself a remembrance in countless Masses of Oblate Priests who must **needs remember those who in their** charity made it possible for them to become Ambassadors of Christ!

Previously acknowledged	$728.45
Mr. C. Franke, Winnipeg, Man.	10.00
Anonymous	25.00
Mrs. Jos. Pampuch, Shaunavon, Sask.	5.00
Mr. Stefan Janostin, Prince Albert	1.00
Total to date	$769.45

⊙

Please address your contribution towards the education of a priest to:

The Director of the Missionary Association of Mary Immaculate
c/o Marian Press — 924 Victoria Ave.,
Regina, Sask.



To: THE MARIAN PRESS,
922 Victoria Ave., Regina, Sask.

Enclosed please find the sum of $..........................
($1.00 per year) to pay for my new (or renewal) subscription for a period of ....

Name ....

Address ....